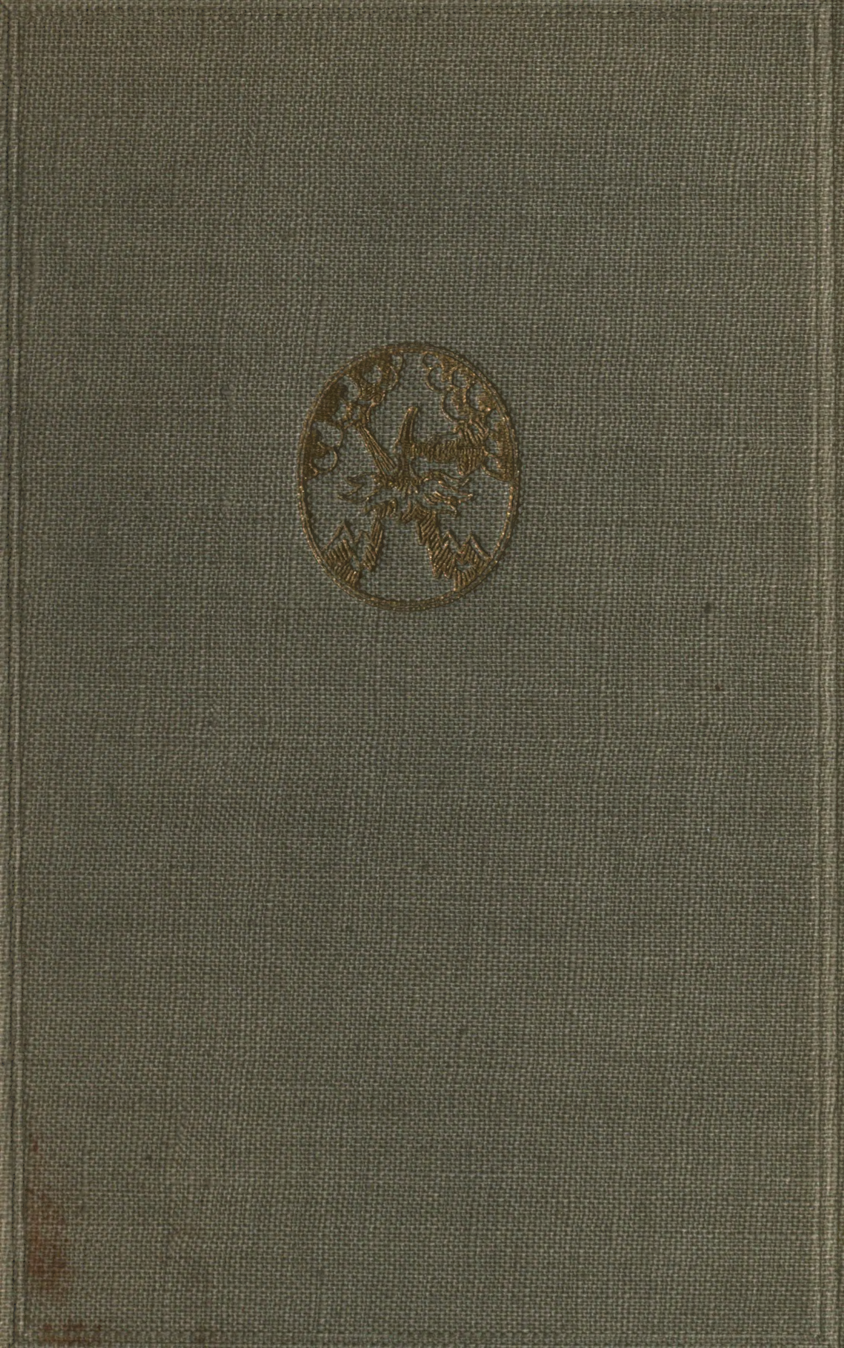
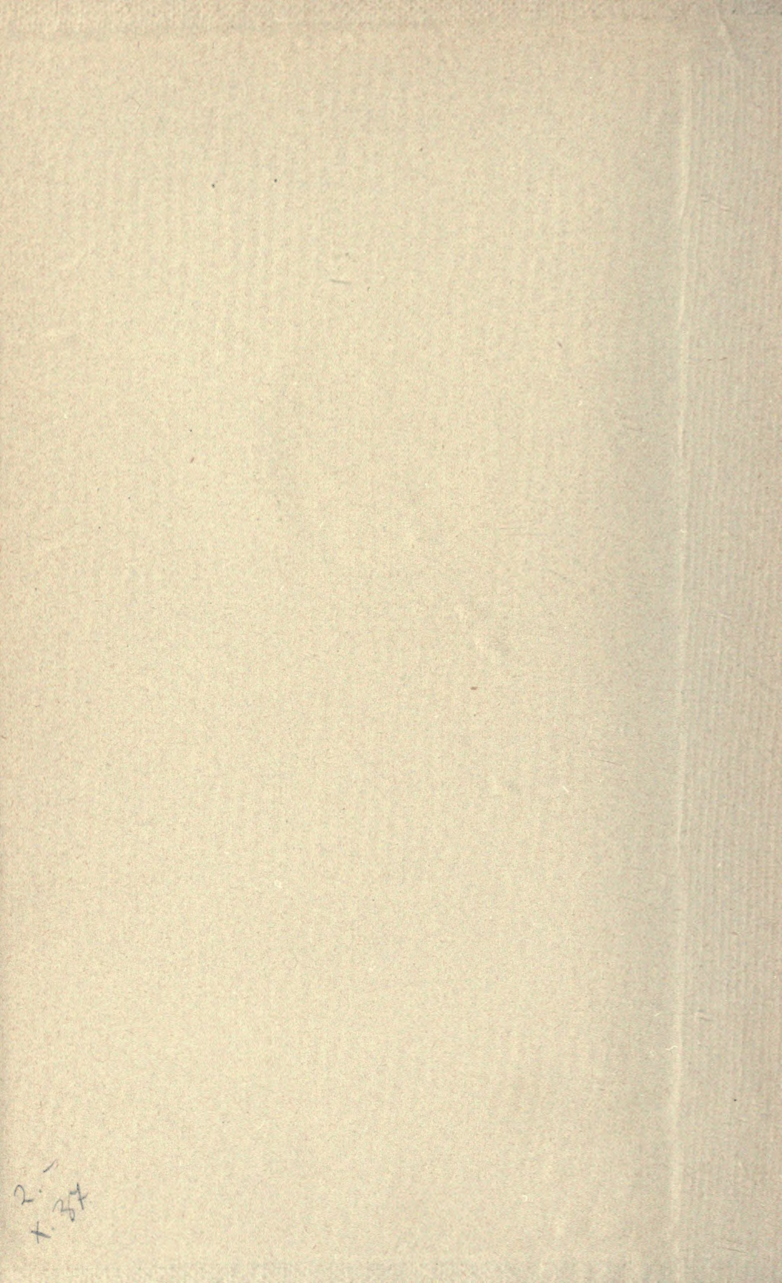




JACOB BURCKHARDT

BRIEFE UND GEDICHTE AN DIE BRÜDER SCHAUENBURG

[hrsg. von Julius Schwabe]





VERLAG BENNO SCHWABE & Co., BASEL

Vorwort des Herausgebers.

Die Mehrzahl der hier abgedruckten Briefe und Gedichte Jacob Burckhardts sind im Sommer 1900 von ihrem einstigen Empfänger, Geheimrat Dr. Eduard Schauenburg, dem Basler Verleger Benno Schwabe, meinem Vater, zur freien Benutzung übergeben worden. Noch im Oktober 1899 hatte Eduard Schauenburg an meinen Vater geschrieben: „Die Briefe aus jener Zeit . . . haben einen zu intimen Gehalt, sind zwar voll idealen Aufschwungs und der reinsten Lebensauffassung, aber geradezu freundschaftlich schwärmerisch, was einem heutigen Lesepublikum wohl des Interesses unwert erscheinen könnte. Und das wäre schade." Aber in einem Schreiben vom Juli 1900, kurz vor der Aushändigung der Urschriften, heißt es: „Ich trete gerne dem Gedanken näher, zu der geplanten Veröffentlichung nach Kräften die Hand zu bieten." Bald darauf starb Schauenburg, und mein Vater wartete mit der Herausgabe einstweilen zu, wahrscheinlich mit Rücksicht darauf, daß Jacob Burckhardt seinen Wahlspruch Qui bene latuit, bene vixit auch über sein Leben hinaus gewahrt wissen wollte. Nachdem aber seit meines Vaters Tode zahlreiche Sammlungen von Burckhardt-Briefen erschienen sind, so vor allem die Briefe an Beyschlag 1910, die Briefe an den Architekten 1913, und ein Neudruck der Briefe an Kinkel 1921, und nachdem Prof. Otto Markwart in seinem Lebensbilde Burckhardts[1]) die Briefe an die Brüder Schauenburg ver-

[1]) Jacob Burckhardt, Persönlichkeit und Jugendjahre, Benno Schwabe & Co., Basel 1920.

arbeitet und sogar teilweise zitiert hat, glaubt der Verlag Benno Schwabe & Co. die restlose Veröffentlichung nicht mehr länger aufschieben zu sollen.

Da sich die Briefsammlung, die Eduard Schauenburg meinem Vater überreicht hatte, als unvollständig erwies, wandte ich mich im Jahre 1913 an Frl. Anna Schauenburg in Wiesbaden (Tochter Eduards) und an Frl. Maria Schauenburg in Bonn (Tochter Hermanns) zwecks Erlangung der fehlenden Briefschaften. Auf Veranlassung der erstgenannten Dame durchsuchte Herr Oberregierungsrat Walther Schauenburg in Breslau (ihr Bruder) die alten Familienpapiere, konnte aber nur noch den einen Brief vom 30. November 1843 finden. Die Abschrift einiger Stellen aus einem nicht erhaltenen Burckhardt-Brief entdeckte sodann Frl. Maria Schauenburg im Tagebuch ihres Vaters. Außerdem fand sie in einem Bande des ehemals von ihrem Vater geleiteten Düsseldorfer Künstleralbums (Jahrgang 1854) drei mit „Eminus" gezeichnete Gedichte. Die hier zum Abdruck gelangenden Briefe sind also bei weitem nicht alles, was Burckhardt an die Brüder Schauenburg geschrieben hat. Insbesondere fehlen wohl die meisten an Hermann gerichteten Briefe. Erhalten haben sich davon nur einige wenige, die Hermann bald nach Empfang an seinen Bruder Eduard hatte weitergehen lassen.

Burckhardts Briefe an Siegfried Nagel, den in diesem Bande häufig erwähnten ‚Stift', sind nicht mehr vorhanden, wie mir Prof. Willibald Nagel, Siegfrieds Sohn, schon vor Jahren mitteilte. Ebenso hat mir Julius Baedeker in Düsseldorf versichert, daß von den Briefen Burckhardts an seinen Vater Julius Baedeker keine Spur aufzufinden sei. Endlich waren auch meine Bemühungen, jene Jahrgänge der Zeitschrift Westfalia aufzutreiben, die Gedichte von Burckhardt enthalten müssen, umsonst.

München, November 1923.

Dr. **Julius Schwabe.**

Einleitung.

Burckhardts Briefe an die Brüder Schauenburg sind in der Hauptsache Jugendbriefe. Zeitlich und im Ton kommen sie am nächsten den Briefen an Gottfried Kinkel; nur daß sie wenig oder nichts von den sachlichen Auseinandersetzungen enthalten, die dort einen breitern Raum einnehmen. Es scheint fast, daß Burckhardt die beiden Brüder, mit denen er seine schönste Jugendzeit verlebt hatte, zu sehr schätzte und liebte, als daß er durch zu scharfes Betonen der Meinungsverschiedenheiten, die denn doch auch bestanden, das für ihn beglückende Verhältnis hätte gefährden wollen. So bleiben die Briefe im Wesentlichen das Denkmal einer Freundschaft, die abseits von allen fachlichen und sachlichen Interessen auf dem Boden rein menschlicher Sympathie und gemeinsamer idealer Gesinnung gegründet war. Die Briefe sind — und das macht sie und ihren gelehrten Basler Verfasser so besonders liebenswürdig — aus dem vollen, überschwänglichen Herzen heraus geschrieben; kaum ein zweites Mal hat sich der junge Burckhardt im Ausdruck seiner Gefühle so ganz rückhaltlos hingegeben wie hier. Die Begeisterung für Deutschland, für deutsche Kunst und deutsche Jugend; die Sehnsucht nach seinen schwärmerisch geliebten Freunden; die Klagen über die Enge und Dürftigkeit der Basler Verhältnisse und seine dortige Vielgeschäftigkeit; der sich steigernde Mißmut über die politischen Tages-

ereignisse und über die Gegenwart überhaupt; der Abscheu vor Berlin und der dort herrschenden Bildungspanscherei und endlich die unwiderstehliche romantische Sehnsucht nach Italien, von wo ihm immer klarer und leuchtender das Ideal der klassischen Schönheit, als ein unverlöschliches Licht, entgegenstrahlte: das sind so die nach und nach anklingenden Grundtöne in seinen brieflichen Aeußerungen an die Schauenburgs.

Wer war nun das Brüderpaar, das Burckhardt neben Gottfried Kinkel und Siegfried Nagel immer wieder für seine Lieblingsfreunde erklärt und in schwärmerischer Verehrung als seine Dioskuren und Leitsterne anruft? Zur Beantwortung dieser Frage wollen wir dem Leser zunächst in gedrängter Form den Lebensgang der Beiden mitteilen.

Das Elternhaus der Brüder Schauenburg stand in Herford in Westfalen. Der Vater, einer alten Oldenburger Familie entstammend, hatte es durch eigene Kraft und Tüchtigkeit in Westfalen zum Domänen - Rentmeister gebracht und im Jahre 1820, bei seiner Uebersiedelung nach Herford, daselbst ein Haus erworben.

Hermann Schauenburg,

der ältere der beiden Brüder, durch Abstammung, hohen Wuchs und sonstiges Aussehen (blond, blauäugig) ein echter Friese, war schon vorher, am 23. April 1819 zu Bünde in Westfalen geboren. Am liebsten hätte er ursprünglich die Rechte studiert. Allein seine Mutter, die aus altem Pastorengeschlechte war und sich gerne die Mutter der Gracchen nennen hörte, soll gesagt haben:

„In unsrer Familie sind noch keine Rechtsverdreher gewesen.“ Daraufhin entschied sich Hermann für die ärztliche Laufbahn. Nachdem er in Bonn, Leipzig und Berlin seinen medizinischen Studien obgelegen und auch noch ein Jahr auf wissenschaftlichen Reisen (Würzburg, Prag) zugebracht hatte, betätigte er sich zunächst bis 1848 in seiner Heimat Herford und dann 1848—49 in Schildesche bei Bielefeld als praktischer Arzt.[1])

Den patriotischen Forderungen der Zeit bis 1848 gegenüber verlor er schließlich die Medizin fast aus den Augen, besann sich aber noch rechtzeitig, wurde Distriktsarzt in Brodenbach an der Mosel, erhielt dorthin die Aufgabe zum schriftlichen Physikatsexamen und es gelang ihm durch ernstes Arbeiten und heiter leichten Verkehr des Grames über die tausenderlei Täuschungen und Bübereien der von ihm so hochgehaltenen letzten Jahre Herr zu werden. Die Physikatsprüfung war 1849 in Berlin mit dem Prädikate sehr gut bestanden. Nach der Mobilmachung im Jahre 1850 zog er aber vor, statt um ein Physikat sich zu bewerben, nach Bonn zu gehen, wohin Freunde ihn einluden, und zunächst erster Assistenzarzt der chirurgisch-augenärztlichen Klinik, dann im folgenden Jahre Privatdozent für diese Spezialität zu werden. Im August desselben Jahres (1852) verheiratete er sich mit Helene Bertel (geb. 1831 zu Rotterdam) und glaubte damit für seinen fernern

---

[1]) Das Folgende ist in der Hauptsache eine gekürzte, im Uebrigen aber fast wörtliche Wiedergabe einer Selbstbiographie, die Hermann Schauenburg kurz vor seinem Tode seiner Tochter Maria diktiert hat. Von ihr ergänzt, ist diese Biographie in der Bonner Zeitung vom 30. April 1919 zum Abdruck gekommen.

Lebensgang einen ruhigen umfriedeten Weg ausfindig gemacht und eingeschlagen zu haben. Er hat geirrt: Mißgunst, Arglist, Bosheit und Niedertracht jeder Art, besonders eine fast rührende Borniertheit drängten sich ihm in den Weg;[1]) wie sehr sie ihn aber belästigten, sein eheliches Glück zu trüben vermochten sie nicht. In Bonn, Düsseldorf, Godesberg, dann noch 1870 in Quedlinburg wurden ihm im ganzen elf Kinder geboren, von denen ein Mädchen und sechs Knaben am Leben blieben.

In reiferen Jahren hat sich Schauenburg fast nur noch mit fachwissenschaftlicher Schriftstellerei befaßt, und mehrere seiner Bücher, wie z. B. seine Augenheilkunde, womit er als akademischer Lehrer debütierte, haben bis sechs starke Auflagen erlebt. Dem Autor brachten aber alle diese Werke kein Glück. Er gehörte keiner Clique an und hatte keinen Vetter Michel im Ministerium, wohl aber hatte er den Mut, Erbärmlichkeiten, wo immer sie sich fanden, mit ihrem wahren Namen zu benennen.

Wie demgemäß seine wissenschaftlichen Arbeiten ihn nicht förderten und er sie nur aus Liebe zur Sache fortsetzte, so betrachtete und behandelte er die Poesie, wenn sie sich ihm freundlich nahte, nur als Trösteinsamkeit, anfänglich nur dem Einsamen, später ihm und seiner Gattin gütig gesinnt. Auf Wunsch des Arnz'schen Kunstinstitutes in Düsseldorf leitete er eine Reihe Jahrgänge des Düsseldorfer Künstleralbums, ein damals verbreitetes Werk, zu dem auch Geibel, Franz Kugler, Theodor Fontane und Scheffel Beiträge lieferten.

[1]) Infolge eines Zwistes mit seinen Berufsgenossen an der Hochschule wurde ihm 1857 die Erlaubnis Vorlesungen zu halten wieder entzogen.

Im Jahre 1843 hatte Schauenburg, ein begeisterter Burschenschafter und treuer Anhänger Arndts, der ihm bis an sein Lebensende gewogen war, in Gemeinschaft mit zwei Freunden, S. W. Lyra und Raczek: „Deutsche Lieder nebst ihren Melodien" herausgegeben. Eine erweiterte Auflage des Leipziger Kommersbuches ist das beliebte Allgemeine deutsche Kommersbuch (Lahr, Schauenburg & Cie.), das er mit seinem Bruder, dem Verlagsbuchhändler Moritz Schauenburg, gemeinsam herausgab.

Um die Vielseitigkeit dieses Mannes zu veranschaulichen, der als Arzt eine ganze Reihe von Fachschriften größeren und kleineren Umfanges veröffentlicht hat, seien noch folgende von ihm verfaßte Werke nichtmedizinischen Inhalts angeführt:

Julie und ihr Hans. Eine Reliquie von einem Epigonen, 1847. (Nach alten Familienbriefen zusammengestellt.)

Gedichte. 1853.

Tischrücken und Tischklopfen eine Tatsache. 1853.

Reisen in Zentralafrika. Gemeinsam mit seinem Bruder Eduard verfaßt, aber unter dessen Namen erschienen. 1859.

Reisen in Südafrika.

Zur Sittengeschichte der deutschen Hochschulen. 1860.

Akademische Zustände. 1860.

Das Reservelazarett in Schöppenstedt, Lustspiel in Versen. 1872.

Bis zu seiner letzten schweren Erkrankung — Brigth'sche Nierenkrankheit — war Schauenburg unausgesetzt schriftstellerisch tätig und noch in den Krankheitstagen diktierte er viele Briefe,

Aphorismen, Gedichte religiösen Inhalts und Gebete. Mit Ernst bereitete er sich auf sein Ende vor, das er als hervorragend tüchtiger Arzt lange hatte kommen sehen. Am 21. Oktober 1876 ist der Vielgeschäftige sanft entschlafen. Sein Lebensziel, dem er unentwegt treu geblieben, spricht sich schon in einem Jugendgedichte, seinem Vater geweiht, aus, das hier den Beschluß machen soll:

Die Braut, der ich mein Leben weihte,
Es ist der Geist.
Der Geist der Freiheit ist's, der wahren,
Sie ruft mir zu:
Da ist der Kampf, da die Gefahren,
Da stehe du!

Da steh ich kämpfend für sie alle,
Die unterdrückt,
Und ob ich siege, ob ich falle,
Ich bin beglückt.

In der Betätigung eines solchen Freiheitsdranges stand Hermann Schauenburg von Anfang an in bewußtem, offenen Gegensatz zu Jacob Burckhardt. Als dieser, der „Modernitätsmüde", mit seiner Zeit überworfen, in den „schönen faulen Süden" entweicht, da schreibt Schauenburg mit Bezug auf ihn in sein Tagebuch: „Aber kann er sich glücklich fühlen, der sich ganz frei und fern erhält von all den sozialen, religiösen und politischen Wirren?" Dieser Gegensatz zwischen konservativem und fortschrittlichem Denken gibt der Freundschaft ihr eigentümliches Gepräge und erstreckt sich folgerichtig bis in letzte, geringfügige Einzelheiten. So hat Burckhardt (um nur ein Beispiel anzuführen) seinen Abscheu gegen die ihm

verhaßten Eisenbahnbauten mehrmals unverhohlen zum Ausdruck gebracht.[1]) Zur gleichen Zeit suchte Hermann Schauenburg die westfälischen Bauern in einem Vortrag über den Nutzen der Eisenbahnen aufzuklären. Zum Dank dafür lauerten sie ihm auf und mißhandelten ihn derart, daß er dauernd an seiner Gesundheit geschädigt wurde.

Indessen ist es trotz der grundsätzlich verschiedenen Ansichten der beiden Freunde niemals zu einer Entfremdung, geschweige denn zu einem Bruch gekommen. Ihre Freundschaft konnte fortbestehen, weil beide Teile frei von zerstörendem Fanatismus waren und darin übereinkamen, daß der Mensch mit seiner Persönlichkeit und deren innern Bedingungen ebenso viel wert sei wie alle Erkenntnis. Schauenburg schätzte in Burckhardt den „liebenswürdigsten politischen Heiden" und eine „der wahrsten Naturen", die ihm je begegnet. Und Burckhardt schrieb im Hinblick auf eine vielleicht dauernde Trennung: „Du bleibst ja doch immer in meinem Herzen, als jugendlicher Heros verklärt."

Ruhiger und gleichförmiger als Hermanns vorzeitig abgebrochenes Leben sind die Tage seines jüngeren Bruders Eduard verlaufen.

Eduard Schauenburg

scheint überhaupt eine selten glückliche und harmonische Natur gewesen zu sein; dafür sprechen schon die Beiwörter „golden" und „göttlich", womit ihn Burckhardt in seinen Briefen ausgezeichnet hat.

---

[1]) Markwart, Jacob Burckhardt, S. 105 f.

Geboren am 1. Juni 1821 zu Herford, studierte er 1839—1843 in Bonn und Berlin Philologie. Nach bestandenem Doktorexamen war er zunächst fünf Jahre lang in Siegen, alsdann nach seiner Sylvester 1849 erfolgten Verheiratung achtzehn Jahre lang in Düsseldorf als Lehrer tätig und wurde 1866 zum Direktor des Realgymnasiums in Krefeld ernannt. Im Jahre 1893, anläßlich seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums, wurde ihm vom Kaiser der Charakter eines Geheimen Regierungsrates verliehen. Am 30. September 1897, nach 54½jähriger segensreicher Amtstätigkeit, legte Schauenburg, der dienstälteste Schulmann im höheren Schulwesen der gesamten preußischen Monarchie, sein Amt als Leiter des Krefelder Realgymnasiums nieder, um in den Ruhestand zu treten. Am 23. September 1901, starb er mehr als achtzigjährig zu Krefeld. wenige Monate nach seiner Gattin, mit der er 1900 noch die goldene Hochzeit gefeiert hatte.

Seine Hauptfächer waren Deutsch und Latein (Altdeutsches Lesebuch, Uebersetzung aus lateinischen Dichtern). Aber auch andern Fächern widmete er sich, z. B. der Erdkunde. So hat er 1859 die Ergebnisse der damaligen Afrikaforschung in einem Werke beleuchtet (Reisen in Zentral-Afrika, das die ungeteilte Anerkennung eines Altmeisters in Natur- und Länderforschung fand, nämlich diejenige Alexanders von Humboldt. Auch in Mathematik und in neueren Sprachen (1891 sogar Neugriechisch) erteilte er Unterricht; er war überhaupt ein im besten Sinne schöngeistiger Polyhistor. „So vielseitig ausgerüstet, dabei begabt mit einer glücklichen humorvollen Welt- und Lebensanschauung, klar über die ihm gesteckten Ziele, vermochte er als Leiter einer höheren Lehranstalt auch in bewegter Zeit seine

schwere Berufsaufgabe auf das glücklichste zu lösen" (Festschrift des Realgymnasiums zu Krefeld, S. 93).

Endlich werden noch ein paar erläuternde Worte über den in Burckhardts Briefen oft genannten „Stift" hier am Platze sein.

Siegfried Nagel,

von seinen Freunden mit dem Scherznamen „Stift" bedacht, war Philologe und von Cleve gebürtig. Sein Vater soll sich als Schill'scher Freiheitskämpfer ausgezeichnet und in Cleve ein Denkmal erhalten haben.[1]) „Siegfried Nagel, der liebenswürdige, schöne und phantasievolle Schwärmer mit der herrlichen Tenorstimme, der stets einer Anlehnung bedurfte und sich auch auf dem Bilde an den innig verehrten Freund anschmiegt, litt je länger je mehr an weltschmerzlicher Gemütsverdüsterung, die ihn trotz des Besitzes einer trefflichen und geistig ebenbürtigen Frau bis zu seinem Ende (Weihnacht 1874) nicht verließ, zumal nach einer schlagflußähnlichen Gehirnaffektion, die ihn zur Niederlegung seines Amtes nötigte (Professor an der städtischen Oberrealschule zu Mühlheim

[1]) So sagte mir ein gewisses Fräulein von Schütz aus Cleve, das mir während eines zweitägigen Aufenthaltes in Bonn (März 1914), wohin ich mich zum Besuche Frl. Maria Schauenburgs begeben hatte, beim Abendessen im Hotel zufällig gegenüberzusitzen kam. Dieses Frl. von Schütz entpuppte sich im Lauf unseres Gespräches als Tochtes des in Burckhardts Brief vom 2. August 1844 erwähnten Theologen Otto von Schütz, der gleichzeitig mit Burckhardt in Kinkels Kreis verkehrt und dessen Maikäferbund angehört hatte. Otto von Schütz war in Cleve ein Schulfreund und zudem noch Nachbar Siegfried Nagels gewesen.

an der Ruhr). ... In meines Bruders wie in Nagels Geschicken reflektiert sich die unglückliche Gärung der politischen und konfessionellen Uebergangszeit der vierziger und fünfziger Jahre." (Eduard Schauenburg an Benno Schwabe 1900.)

* * *

Durch Siegfried Nagel hat Burckhardt in Berlin Anfang Dezember 1840 zuerst Eduard Schauenburg kennen gelernt. Er berichtet darüber in einem ausführlichen Brief an seine Schwester Louise (aus Frankfurt a. M. vom 5. April 1841). Dieses Schreiben, das auch Burckhardts erstes Zusammentreffen mit Hermann Schauenburg schildert, ist am besten geeignet, den Leser in die vorliegende Briefsammlung unmittelbar einzuführen, weshalb wir seine wesentlichen Teile hier wiedergeben:

„Mein Kopf schwindelt mir, wenn ich all das überdenke, was mir in den letzten zehn Tagen Deutschland Ernstes und Freudiges geboten hat. Freitag den 26. März reiste ich von Berlin ab. Meine deutschen Freunde begleiteten mich zur Post. Der Abschied von Berlin tat mir schmerzlich weh, mir, der ich vor anderthalb Jahren beim Einzug die Stunde meiner Wegfahrt glücklich gepriesen hatte. Durch S i e g f r i e d N a g e l war ich in der letzten Zeit in eine herrliche Gesellschaft von Westfalen gekommen, was mir um so lieber war, da die wenigen engern Bekannten im Sommer fortgegangen waren. Seit Sylvester war die ganze Clique auf Du und Du, und selten ist wohl eine so trefflich passende beisammen gewesen. Nagel ist eine der edelsten Naturen, die ich kenne; er hat bei großen andern Gaben noch die einer wunder-

bar schönen Tenorstimme und so sangen wir ein Quartett, wie es vielleicht auf keiner Universität gesungen wird. Kurz, es war ein himmlisches Leben und — hoffentlich wird es nächsten Winter nicht schlechter sein; die Leute finde ich fast alle wieder. Ich kann getrost sagen, daß ich meinen Entschluß, den Vater noch um ein halbes Jahr in Berlin zu bitten, schon vor diesen Bekanntschaften gefaßt hatte, um so wohler ist mir jetzt, wenn ich daran denke. Eduard Schauenburg war ein Hauptmitglied, ja das eigentliche Zentrum der Gesellschaft, er gab mir bei der Abreise einen Brief an seinen ältern Bruder in Leipzig mit und bat mich inständig, ihn persönlich abzugeben.

Ich erwartete von der Reise bis an den Rhein wenig, bei meinem Wegfahren war mir sehr trüb zu Mute, zumal ich Kugler leidend verlassen hatte. Als der Wagen nachts 9 Uhr durch das Potsdamer Tor rollte, tat ich ein heißes Gelübde für meine glückliche Wiederkehr. Historische und poetische Pläne im Kopf herumwälzend schlief ich ein."

Ueber Wittenberg und Halle gelangte er nach Leipzig.

„Den andern Morgen suchte ich die Adresse meines Briefes auf. Der Empfänger, Hermann Schauenburg, schien mir im ersten Augenblick nicht eben mein Mann zu sein. Eine stattliche Figur, ein interessantes Gesicht, zwei sehr bedeutende blaue Augen, ein blonder Schnurrbart; ein sehr ernster Ausdruck; — ich war höflich und zurückhaltend. Es war mir schon in Berlin bekannt, daß er schöne Gedichte mache, und wer schöne Gedichte macht, ist gegen außen nicht immer der angenehmste. Aber bald nahm er mich

beim Arm, schleppte mich durch die schönen Promenaden und duzte mich. Ich entdeckte bald in ihm eine sehr eifrige deutsche Gesinnung und eine sehr strenge Ansicht von Leben und Poesie. Ich mußte versprechen, für heute hier zu bleiben und auf seinem Zimmer zu wohnen."

Den ganzen Nachmittag zogen nun die beiden miteinander herum.

„Nach und nach nahm unser Gespräch unwillkürlich eine politische Wendung. Er war ultraliberal, ich konservativ. — Ueberall sprachen wir von nichts als deutschen Fürsten und Konstitutionen. Endlich abends auf seinem Zimmer sagte er: ‚Wir haben nun schon so viel davon sprechen müssen, laß uns ganz aussprechen; es kann unsre gegenseitige Achtung nicht mehr stören'. In diesem Augenblick, gewiß einem der edelsten meines Lebens, trat mir die Zukunft des herrlichen deutschen Vaterlandes lebhaft vor Augen; ich sah die künftigen konstitutionellen Kämpfe Preußens vor mir und dachte: Jetzt mußt du das Deinige dazu beitragen, um auch nur Einen bedeutenden nobeln Menschen über dies wilde, verwirrte Freiheitsdrängen aufzuklären, — und nun konnte ich von einem neuen, höheren Gesichtspunkte aus anfangen; ich hatte den Mut, konservativ zu sein und nicht nachzugeben. (Liberal zu sein ist die leichteste Sache.) Wir sprachen heftig bewegt und ich entsinne mich in meinem Leben nicht, so beredt gewesen zu sein. Er fiel mir um den Hals und küßte mich: ich sei der erste, den er aus Ueberzeugung in konservativem Sinne sprechen höre. Ich aber tat im stillen ein Gelübde, mich nie meiner Ueberzeugung zu schämen. Er gestand, ich hätte meines

Studiums wegen diese Fragen viel mehr durchgedacht als er, aber ein dunkler Impuls von Jugend auf hätte ihn zu dieser Freiheitsliebe begeistert und werde ihn nie verlassen. — Ich hatte erreicht was zu erreichen war; er versprach mir, ins künftige die Royalisten und Konservativen nicht mehr von vorn herein zu verachten.

Der Abend floß jetzt in ruhigern Wogen dahin, und daß ich auch Montags noch dableiben sollte, versteht sich. Er las mir ohne Ziererei von seinen Gedichten vor; einige legte er vor mich hin und sagte, ich solle sie selbst lesen, — Du kannst erraten, was sie enthielten und welche Saite sie in mir anschlugen. Es sind von den schönsten Sonetten, die in deutscher Zunge geschrieben wurden.

Liebe Schwester, *was soll ich Dir von Deutschland schreiben?* — Ich bin wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, verlorne Esel zu suchen und eine Königskrone fand. *Ich möchte oft vor dieser heiligen deutschen Erde auf die Kniee sinken und Gott danken, daß ich deutsche Sprache rede!* Ich danke Deutschland *Alles!* Meine besten Lehrer sind Deutsche gewesen, an der Mutterbrust deutscher Kultur und Wissenschaft bin ich aufgenährt; von diesem Boden werde ich stets meine besten Kräfte ziehen — und nun dieses Volk, diese herrliche deutsche Jugend, und dies Land, dieser Garten Gottes! — Bin ich wert, diesen mit Märtyrerblut getränkten Boden zu betreten? Durch welches Opfer werde ich auch nur ein wenig von dieser großen Schuld abtragen, mit der ich Deutschland verpflichtet bin? — Und mit welchem Hohn, mit welcher infamen Kälte pflegt der Schweizerstudent über Deutschland zu reden —

doch davon nichts mehr. — Wo wäre all unsere Freiheit, wenn nicht Deutschland den Napoleon gestürzt hätte. — Meine Liebe mein Leben lang — das ist alles, was ich diesem wunderbaren Lande bieten kann, zu seinen Füßen leg' ich meinen Ehrgeiz nieder und was ich dereinst leisten kann, werde ich nicht im Hinblick auf mich, sondern auf dieses Volk tun! Des Himmels Segen über Deutschland! —

Montag und Dienstag blieb ich noch in Leipzig. Wir zogen bandenweise nach Gohlis, wo einst Schiller wohnte. Herumschlendern war die Hauptsache, und dabei das Gespräch. Es gibt kein edleres Bildungsmittel als Unterredung mit einem Gleichgesinnten von ungleichen Ansichten und dies wurde mir hier auf das schönste zuteil. Dabei diese freie, fidele Luft, die in Leipzig weht, dieses absolute Sans-gêne, wie es sonst nirgends existiert, diese große Stadt ohne die großstädtischen Nachteile und diese herrliche Clique, in die ich eingeführt war — alles wirkte zusammen; ebenso gern noch drei solche Tage als drei Tage in Neapel allein. Es waren auch Jenenser Studenten auf Besuch da.

Abends von 8—9 Uhr blieben wir beide allein und sprachen uns gegen einander aus, so gut es Worte tun können. Er überreicht mir ein Stammbuchblatt und ich schrieb darauf:

Kein Wort soll unsern Bund entweih'n;
Ich weiß, Du bleibest stets der Meine;
Laß uns vergessen alles Kleine
Und laß uns stets wir selber sein!

Darauf gab er mir seine Silhouette, sie ist sprechend ähnlich und begleitet mich nun immer-

fort. — Mittwochs fuhren wir beide nach Halle. Der Besuch dort wurde durch den Gedanken an den nahen Abschied nicht getrübt; ich hatte ja die Gewißheit, Hermann Schauenburg sowie seinen Bruder im Winter in Berlin zu treffen.

Um sechs Uhr ging ich mit zahlreichem Geleit auf die Post. Ich mußte Schauenburg versprechen, schon von der Reise aus zu schreiben und ich tue es gern. — Es war ein düsterer, kalter Abend; ich war sehr traurig."



Siegfr. Nagel, phil.
Jac. Burckhardt
Herm. Rossel, theol. Ed. Schauenburg, phil. Siegm. Rauch, theol.
Herm. Schauenburg, med. Rud. Nagel, theol.

Nach Schluß des Wintersemesters 1841 verließ der 23jährige Jacob Burckhardt Berlin und begab sich über Leipzig, Fulda, Frankfurt, Mainz, Koblenz, Köln nach Bonn, um dort das Sommersemester zu verbringen. In Bonn befreundete er sich mit dem um drei Jahre ältern rheinischen Dichter und Hochschullehrer Gottfried Kinkel und wurde in dessen poetisch-musikalischen Kreis, den sogenannten Maikäferbund aufgenommen.

An Eduard Schauenburg.

Sancta Colonia,

Donnerstags den 15. April 1841.

Lieber Junge!

Der Teufel hole die einsamen Kunstreisen; ich mache keine mehr. Ich ennuyiere mich nicht, Gott bewahre! Aber melancholisch bin ich (alias: trauerblödig) bis zum Exzeß. Meine Reise bis und mit Leipzig, darüber frage Deinen fratello; Leipzig war für eine ziemliche Strecke meiner Reise der letzte gute Punkt. Bisweilen hob ich meine Hände gegen die Wolken und seufzte: O du lieber Himmel, schick mir doch auch nur *ein* Exemplar von unserer himmlischen Bande auf einer Wolke hernieder! — Aber durae coeli aures — ich blieb bis Mainz entweder ganz einsam oder in der veredeln-

den Gesellschaft von Viehhändlern, Schwüngen, die auf die Messe reisten, alten Jungfern, Knoten und anderm meist gräulichem Philisterium. — Und gleichwohl ist mir diese Reise unendlich viel wert; sie wurde mir oft versüßt durch ein starkes, mich zu Zeiten völlig von allem abziehendes Andenken an die schönen Tage in Berlin und in Leipzig, und durch den Ausblick auf eine lachende rheinische Zukunft. Eines Mittags will ich nicht vergessen, wo ich der Nähe des Rheintales zum erstenmal wieder inne wurde: Zwischen Fulda und Gelnhausen ging ich mit zwei alten Damen dem harrenden Omnibus etwas voran; es war düster und ziemlich kalt, bis wir um eine Ecke bogen und plötzlich Weinberge und ein großes Stück blauen Himmels vor uns sahen, während eine schöne warme Luft uns anwehte; ich schrie: Das kömmt vom Rhein! — die alten Schachteln erschracken schauerlich. — In Frankfurt vergaß ich komplett, Danneckers Ariadne zu sehen; das ist m i r passiert! Stell' Dir meinen Aerger für, als ich auf dem Dämpfer dran erinnert ward! In Mainz blieb ich den Charmittwoch und Gründonnerstag; am Charfreitag konnte ich es nicht mehr aushalten; es war schönes Wetter, und nachdem mir morgens noch der Bischof von Mainz (als wirklichem ordentlichem Mitglied eines im Dom versammelten Volkshaufens) seinen Segen gegeben, fuhr ich in Gottes Namen nach Bingen. Den ganzen Nachmittag strich ich beim schönsten Wetter um das

liebliche Nest herum, zeichnend und andächtig; ich fuhr nach Rüdesheim, trank Nektar (oder wie Du behauptest, Ambrosia, obwohl solches von *βιβρώσκειν*, essen, herkömmt) und ging dann über den Niederwald, — dort hatte ich eine Aussicht, die ich an poetischem wie an malerischem Wert dem Herrlichsten und Prachtvollsten gleichstellen muß, was ich je gesehen. Dann über Aßmannshausen und Rheinstein zurück, beim prachtvollsten Gewitterhimmel, — gerade in die Kirche hinein, wo unsers Herren Leichnam mit Illumination von hübschen Mädchen umsungen wurde. — Ein reicher, schöner, stilltrauriger Tag.

Sonnabends fuhr ich nach Bacharach, zeichnete da einige Stunden und nachmittags dann bei grellem Sonnenschein und prächtigem Sonnenregen an der Pfalz und der vergoldeten Loreley vorbei nach S. Goar. Hier und in der Umgegend streifte ich den ganzen Nachmittag herum, in S. Goarhausen, Patersberg, Rheinfels etc. und abends fuhr ich in einem Kahn noch einmal gegen die Loreley; ich nahm dem Schiffer das Ruder aus der Hand und fuhr in den Widerwassern sachte vorwärts; — o wäret ihr gottloses Volk dagewesen! — So einsam muß man sich leider alle dergleichen Herrlichkeiten als kalte Erfahrungssache hinter die Ohren schreiben, wie die Beefsteaks tun.

Bei Sturm und Kälte fuhr ich den Ostertag nach Koblenz. Um Stolzenfels und Lahnstein

jagten Nebelwolken; es war herrlich anzusehen. Absichtlich suchte ich August Focke[1]) erst abends gegen fünf Uhr auf. Zwei Vettern, die eben bei ihm wohnten, sonst sehr artige Kerls, hinderten uns ein wenig, aber nachts kam er noch mit mir in den Riesen und da kneipten und frohlockten wir. Es war, Gott verzeih mirs, der beste Ostertag in meinem Leben, obschon ich nicht zum Abendmahl ging. — Montags lagen wir, unser vier, den ganzen schönen lieben langen Tag im Moseltal herum und kamen doch nicht weiter als bis Kobern und retour. Es war herrlich. Auch Dienstag verstrich, man weiß nicht mehr genau, wie. Gesoffen wurde! — Gestern Mittwochs hatte ich keine Ruhe mehr; ich mußte versprechen, spätestens bis nächsten Montag wieder in Koblenz einzutreffen und fuhr bei idealisch schönem Wetter rheinabwärts.

O Gott, wie sind deutsche Lande so schön! — Andernach! Das Siebengebirge! — Und nun Bonn! — Sollte ich aussteigen? Nein, noch ist niemand da, mit dem ich sprechen könnte. Also ich sehe mir das Nest vom Dämpfer aus an, vigiliere nach meiner präsumtiven Wohnung in der Judengasse, freue mich tief in der Seele über die wundervolle Aussicht und fahre ruhig rheinabwärts. — Zuerst tauchte S. Martin, dann der Dom aus den Bäumen hervor; die Stadt entwickelte sich, alles so feierlich! — Schnell machte ich die Ankunft ab und

---

[1]) Aus Koblenz, dem Berliner Freundeskreis angehörig.

lief dann ganz wütend in den Dom. Das Innere des Chores war schon ziemlich mit Gerüsten angefüllt, doch Gottlob noch nicht so, daß mans nicht vollständig hätte überschauen können.

Lieber, teurer Junge; was soll ich Dir schreiben? Mich füllt ganz das Eine Gefühl: Du bist nicht wert, diesen Boden zu betreten, denn es ist heiliges Land! — Drückender als je liegt auf meiner Seele die Schuld, in der ich gegen Deutschland stehe.

Du hast gar keine Idee von der sonderbaren Luft, die jetzt hier weht. Vorgestern wurde in feierlicher Sitzung beschlossen, man wolle es „in Gottes Namen" wagen, zum Ausbau des Domes zu schreiten; die ganze Stadt ist voll davon; selbst die geringen Bauleute sind davon ergriffen und beseelt. Ich fange selbst an, wenn nicht an Vollendung, doch an eine sehr bedeutende Förderung des Baues vom vorgestrigen Tage an zu glauben.

Es ist aber auch ein großes Gefühl, an der Vollendung solch eines Baues zu arbeiten. Ich wußte es schon und doch ist es mir mit aller Wucht eines großen Eindrucks auf die Seele gefallen, daß diese Kirche kein Gebäude ist wie alle andern auf der Welt, sondern die unerklärliche Offenbarung eines himmlisch großen Genius ohne Gleichen.

Nimm etwas Schwärmerei in den Kauf, mein Junge, ich kann diesmal nicht anders. Du verstehst dennoch Deinen *Κῆβι*.[1])

[1]) Kebi oder Köbi, baseldeutsch für Jakob.

(Am Rande der zweiten Briefseite steht): Gezeichnet habe ich wenig, aber ein Löwe! —

Dem stud. phil. Herrn Eduard Schauenburg

Berlin.

Bonn, den 12. Juni 41.

Mein lieber Junge!

Gestern erhielt ich die Briefe von Dir und Gustav[1]), welche mir das den früheren Briefen zugestoßene Malheur berichteten. In Gottes Namen; vielleicht kommen sie noch nach. Inzwischen habe ich mich hier in Bonn angesiedelt und oxe so ziemlich. Außer Focke sehe ich kaum einen Menschen, und denke desto mehr an Euch und an die drei ersten Monate dieses Jahres, welche vielleicht den Glanzpunkt meines Lebens ausmachen. Ich kann mir wenigstens nicht denken, daß ich je noch eine solche herrliche Zeit erleben sollte, wenn nicht etwa der nächste Winter etwas Aehnliches bietet. Hier sitze ich in der schönsten Gegend; aus meinem Fenster (bei Emanuel, Judengasse 815) habe ich folgende Aussicht; Köln bietet mir bei jedem Besuche mehr und ich sehne mich recht herzlich nach Berlin und denke mit Jubel an den Oktober, wo ich Gustav und Flohr in Göttingen und Euch in der Metropolis heimsuchen

[1]) Gustav Wurm, stud. phil. von Köln, Mitglied des Maikäferbundes.

will. Bonn als Universität kommt mir verflucht eng und mangelhaft vor, zumal von m e i n e m speziellen Standpunkt (als Kirchenmarder und Bücherwurm) aus. Professoren kenne ich nicht, außer Hüllmann und Mendelsohn. Welcker möchte ich gerne kennen lernen, allein ich kann nicht ankommen. — Auch die Bibliothek ist viel weniger liberal eingerichtet als in Berlin und hätte ich mich nicht beim Bibliothek-Diener Petersen (?) durch ein Zehngroschenstück akkreditiert, so würde ich wohl noch weniger Bücher kriegen. — Kurz, meine jetzige Lage ist für Euch so uninteressant als möglich. Neuigkeiten werden hier gar nicht verzapft. — Arndt[1]) ist als Gelehrter sehr unbedeutend; ich möchte wissen, was der gute Mann die letzten 21 Jahre über getan hat. Suspendiert einmal Ranke 21 Jahr lang und seht, ob er im geringsten hinter den Forschungen der Zeitgenossen zurückbleiben wird, selbst bei mathematischer Gewißheit, nie mehr einen Katheder zu besteigen! Es gibt eine innere Notwendigkeit, die uns verbietet, hinter unserem Fach zurückzubleiben. — Ich höre nur Arndt's publicum. Sein privatum (deutsche Geschichte) wird selbst von denjenigen geschwänzt, die es belegt haben. Seine persönliche Bekanntschaft zu machen, geht mir alle Gelegenheit ab. Sonst möchte ich ihn gerne über die Schweiz orakeln hören, so wenig Detailkenntnis er auch besitzen mag.

[1]) Ernst Moritz Arndt, der vaterländische Dichter.

Und nun von andern Dingen, mein teurer Junge. Was Du mir von Stift[1]) schreibst, beschäftigt mich sehr lebhaft. Ich fürchte, diesmal wird auf die unausbleibliche Enttäuschung hin ein sehr starker Katzenjammer folgen. Ich brauche Euch nicht zu sagen, daß es auch jetzt noch nicht Zeit ist, durch Ironie zu operieren; Ihr wißt schon, was Ihr tun sollt. Mir scheint, wenn dies Stadium eintritt, so muß Stift gerade wie das vorigemal, in die Mitte genommen werden (um noch einmal die merkwürdigen Worte jenes Traumes zu gebrauchen). Stift ist nicht ein Kerl wie jeder andere; man kann ihn nicht so geradehin der jedem Menschen innewohnenden Heilkraft überlassen; auch diesmal wird die Zerstreuung das Beste tun müssen. (Ich spreche aus eigener Erfahrung.) — Auch diesmal wird wohl die Liebe und selbst das Mitleid nicht so tief eingeschnitten haben, wie Stift selber meinen mag; denk a bissel nach, wie schnell die 36erin vergessen war! — Die Zerstreuung wird auch diesmal das Uebel heben; man darf ihn nur nicht grübeln lassen. — Einstweilen müßt Ihr dafür sorgen, daß er dem Frauenzimmer nicht etwa Geldopfer bringt. — Verzeih mir, bester Junge, wenn ich hier Vorschriften zu geben scheine, deren Ihr nicht bedürft und die ich von Bonn aus am allerwenigsten zu geben im Stande bin — aber mich drängt's, auch jetzt das Meinige zu tun. Im beiliegenden Brief an Stift kann ich natürlich noch

[1]) Siegfried Nagel, vgl. Einleitung S. XIII f.

nicht von der Sache sprechen, da ich ihn selbst noch nicht angehört habe. Zu der schönen Charlottchen kann ich Euch immerhin Glück wünschen; meine Judenbesen hier sind nicht hübsch, aber fidel und doch auch nicht häßlich; da sie die Töchter des Philisters sind, so kann man sie nur honett, d. h. mit Worten, poussieren, so gerne sie sich auch von Focke (wer weiß, vielleicht auch von mir) einen Kuß würden gefallen lassen. Wegen der Poussage in Köln verweise ich Dich auf den Brief an Gustav. — In einigen Tagen erwarte ich meinen guten Alten zum Besuch; es ist gut, daß er kömmt, ich habe unendlich viel mit ihm abzukarten. Ich hätte beinah Lust, mir auch noch den Sommer 42 in Berlin zu erbetteln; wüßte ich nur, ob Du und Stift und Dein Bruder dann noch dort sein werden? — Mir graut vor der Rückkehr; ein schmales Garçonunterkommen in Berlin wäre mir weit lieber. Wäre nicht mein Alter und meine Schwester, so würde ich mir die äußerste Mühe geben, in Deutschland irgend eine, wenn auch noch so geringe Stelle zu erhalten. Ueber der armen Universität Basel ziehen auch wieder neue Gewitterwolken empor; ich danke dem Himmel, daß ich keinen Augenblick auf sie gezählt habe, obschon unlängst in einem radikalen Winkelblatt behauptet wurde, man arbeite daran, mich an der Universität einzuschmuggeln. Erstes publizistisches Ungemach, wie freust du mich! Welches wird wohl der letzte deiner Brüder sein? Ich

möchte wohl, es träumte mir diese Nacht von all den Zeitungsartikeln, welche mich (wie jeden ehrlichen Mann, der nicht bei allen Bubenstücken schweigen will) in Zukunft verleumden werden! Von unserer liebenswürdigen freien Presse hast Du gar keine Idee; wer nicht völlig stumm ist und seinen Geschäften schweigend nachgeht, den zerrt sie so lange herum, bis kein gutes Haar mehr an ihm ist. Doch das soll mir das herrliche Deutschland nicht vergiften. Die Zeit, die ich hier zubringe, soll mein sein; mein und denen, die ich liebe; Du weißt wer sie sind. —

Ich sinne schon hin und her, was ich nächsten Winter alle tun muß. Nicht wahr, Du denkst doch noch ans lateinische Disputatorium, wovon wir einst sprachen? Mir muß viel daran liegen. — Ueberaus gespannt bin ich auf den nächsten Brief Stifts; der arme Junge, dem sein Opernplan zu Grunde gegangen ist, dauert mich in der Seele. Ich konnte nicht anders, als ihm dazu raten, da er mir erklärt hatte, er finde die Bestimmung seines Lebens darin, aber — jetzt wurmt mir's doch. — Wahrhaftig, wenn Ihr ihn jetzt aufrecht halten könnt, so tut Ihr ein großes Ding. — Gott, es muß Euch vorkommen, als wollt ich Euch und Stift bevormunden; haltet mir's zu gut, es ist nicht so gemeint; dieselben Worte würden mündlich ganz anders lauten. Doch ich glaube, Du kennst mich, mein Herzensjunge, und siehst es diesem Brief von weitem an, daß er in bewegter Stimmung ge-

schrieben ist. Als ich dran sudelte, saßest Du neben Deinem Schw.[1])

(Am Rande beigefügt:) Grüße Rose von mir aufs beste und sage ihm, ich hätte einen Hymnus auf sein Doktorat ad modum: gaudeamus igitur machen wollen, es sei aber nichts draus geworden.

Im Herbst 1841 unternahm Burckhardt eine Reise nach Belgien, deren Frucht das Büchlein „Die Kunstwerke der Belgischen Städte" sein sollte.

Herrn Eduard Schauenburg, stud. phil.

Berlin.

Braunschweig, 24. September (1841).

Lieber Junge.

Ich bin glücklich aus Belgien bis hieher gelangt und werde morgen Mittag nach Magdeburg abreisen; doch nicht um Euch oder resp. Dich in Berlin zu überraschen, sondern erst Leipzig zu besuchen, d. h. Deinen Bruder. Ob ich noch etwa zwei Tage auf Dresden wenden werde, das wissen die Götter und mein sich dem Hunde zuneigender Geldbeutel. Glücklicherweise kann ich in Berlin gleich Moneten fassen. — En attendant hat mich Stift in seinem letzten Briefe nach Mirow eingeladen; da ich nun ihm zugesagt habe, aber noch nichts Näheres weiß, so bitte ich Dich hiemit,

[1]) Schwyzer.

ihm unverzüglich einige Zeilen zu schreiben und ihn zu fragen, ob ich wirklich kommen soll, ob es noch der Mühe wert sei, und wann? — Ich hoffe auf diese Weise eine Antwort von ihm circa den 30. September bei Dir in Berlin vorzufinden.

Den Gustaff habe ich vorgestern vergebens in Göttingen aufgesucht; weder Pedell noch Polizei noch sonst jemand wollte auch nur seinen Namen kennen. Und doch hatte ich hauptsächlich um seinetwillen diesen Weg eingeschlagen. Wo mag der Kerl stecken? Ist er nicht schon lange von Berlin fort? —

Bengel, was bin ich froh, diesen Winter wieder bei Euch zu sein! Wenn doch der nächste Sommer . . . doch die allzukühnen Wünsche sollen das Maul halten. — Ich sehne mich nach Berlin wie ein müdes Kind nach dem Bette, doch nicht eben um zu ruhen, sondern um besser zu oxen als in Bonn.

Ich reise seit Koblenz mit Focke, in Magdeburg müssen wir uns leider trennen.

Meine größte Verlegenheit wird die sein, wie ich Euch wohl all das erzählen soll, was ich erlebt habe. Es waren eben doch sechs famose Monate.

Auf Stift bin ich ungeheuer begierig. Nicht wahr, mein Junge, wir wollen Ihm und Uns treu bleiben?

Dein

Schw.

Von den drei nachstehenden Gedichten findet sich das zweite und das dritte unter den Beiträgen zum „Maikäfer", Jahrgang 1842. „Ostende" dürfte auf der belgischen Reise im Herbst 1841 entstanden sein. Die beiden andern gehen, wenn nicht der Entstehung so doch der Anregung nach, auf die Italienfahrt im Sommer 1838 zurück. Damals schrieb Burckhardt: „Das Tessin fand ich von neuem unbeschreiblich schön, — am allerherrlichsten ist der Monte Cenere mit seiner köstlichen Aussicht, dann das geheimnisvolle liebliche Agnotal . . ."

Düsseldorfer Künstler-Album.

Vierter Jahrgang 1854.

Redigiert von Schauenburg.

Von Eminus.[1])

Monte Cenere.

Hier laßt mich schlummern, Gefährten,
Im Farnkraut, weich und lind,
Ueber mir wogt die Kastanie,
Bewegt vom Mittagswind.

Und neben mir rauscht die Quelle
Kühl aus dem Felsen hervor,
Und zwischen mächt'gen Bergen
Blinkt unten Lago maggior'.

---

[1]) Eminus = aus der Ferne; nach Eduard Schauenburgs Mitteilung wurde Burckhardt so benannt, weil er ohne persönliche Anwesenheit, also aus der Ferne, in Basel promoviert hatte (am 19. Mai 1843. Ein mündliches Examen war ihm erspart worden).

Seht, wie in dem schwülen Dufte
Die Täler und Schluchten ruhn!
Welch böser Dämon verbietet
Euch Narren, ein Gleiches zu tun.

Ich muß hier träumen und schwärmen
Von jetzt und von künftiger Zeit,
Und von allmächtiger Liebe
Wird mir so eng und so weit.

Und wenn die Banditen kommen,
Sagt ihnen: hier ganz still
Liegt auch noch einer im Farnkraut
Aus dem nichts werden will.

Im Agno-Tale.

Süße Waldnacht von den Bergen steigt,
Und es rauscht der Fluß in Träumen,
Und die Sonne, die zum Abend neigt,
Will die Talschlucht golden säumen.

Drüben schwebt ein Dorf am Bergeshang,
Schlummernd im Kastanienwalde,
Kühn getürmt! Haus über Haus, entlang
Jener steilen, dunkeln Halde.

Lockt dich's nicht? Ein Mädchenchor vielleicht
Sitzt dort unter Bogenhallen,
Zartes Stroh verwebend luftig leicht,
Während heitre Lieder schallen.

Vorwärts! Allzuschön ist dieser Ort,
Laß die schmucken Mädchen weben,
Laß das Dorf, im Wald verloren, dort
Als ein süß Geheimnis schweben.

Ostende.

Das Meer: Hier find ich es wieder,
Nach dem ich so lang mich gesehnt,
Doch grau und trübe der Himmel
Sich über die Fluten dehnt.

Und fern ein silberner Streifen
Zieht schwebend am Horizont,
Dort in verlorener Weite
Ist fröhlich das Meer besonnt.

O fänd' ich ein Schiff! Wie gerne
Verfolgt' ich das silberne Band,
Und wich es auch weiter, ich fände
Doch endlich den felsigen Strand.

Wo einsam thronend auf Klippen
Das Schloß, das verlassene, ragt,
Drin in der Halle zur Harfe
Ein einsam Mädchen klagt.

Es wallen die goldenen Locken
Herab auf das Saitenspiel,
Es fallen vom blitzenden Auge
Die Tränen und finden kein Ziel.

Weg, weg vom Strande! Es spület
Den Fuß die steigende Flut.
So geht's, wenn Sinn und Gedanke
Fern über den Wogen ruht!

Vom Herbst 1841 bis im Frühling 1843 studierte Burckhardt wiederum in Berlin, wo er sich nochmals des persönlichen Umgangs mit den Brüdern Schauenburg erfreute. Mit Frühlingsanfang 1843 nahm er endgültig Abschied von seinem Berliner Freundeskreis und begab sich zunächst nach Bonn. Am 22. Mai war er dort, nebst Emanuel Geibel, Trauzeuge bei der Vermählung Gottfried Kinkels mit Johanna Mathieux-Mockel.

Herrn Eduard Schauenburg, stud. phil., Berlin.
(Koblenz?) Sonnabends, den 17. April 1842.

Ich fahre morgen nach Bonn und sehe nach, ob Briefe von Basel oder Berlin für mich da sind, dann reise ich langsam wieder Koblenz zu. Addio lieber Bengel, Gott weiß, Du tätest am besten, hier bei mir zu sein. Wenn Ihr nach Göttingen schreibt, so grüßt mir August und Breusing.

Herrn Dr. Eduard Schauenburg,
Lehrer am Gymnasium
in Siegen.

Bonn, 3. Mai 1843.

Herzlieber Junge!

Es ist endlich hohe Zeit, daß ich an Dich schreibe! Schon den 11. April langte ich hier an

und habe doch noch keinen ruhigen Tag hier verlebt. Höre, wie das zugeht.

Einige Tage vor meiner Abreise von Berlin erhielt ich vom Stift einen höchst trübseligen Brief, der Hermann und mir viel zu denken gab. Ich entschloß mich den 1. April in Frankfurt, dem Stift zu schreiben, wenn er Trost nötig habe, solle er gleich nach Bonn kommen. Er kam und so lagen wir in Bonn und Köln die ganze Charwoche durch bis Osterdienstag. Stift war wie immer, angenehm mit mir allein, eifersüchtig und mürrisch, sobald Kinkel, Andreas[1]) und Wurm zu uns stießen. Uebrigens bin ich trotz seines Kleinmutes sehr beruhigt. Sein Schmerz ist kein großer Schmerz und wird ihm das Leben nicht kosten. Seine Stimme habe ich kaum gehört, da er heiser war. —

Kaum war ich wieder in Bonn, so kam Fresen[2]) für zwei Tage; er ist ein starker Philosoph geworden. Dann gingen 1½ Tage drauf mit dem Flicken eines alten Rheinbootes. Als ich hierauf Ruhe zu haben vermeinte, kam mein Bruder letzten Freitag und machte mir das Herz schwer mit Dingen, die ich nicht ändern kann. Montags, als ich mit ihm in Köln war, bekam er einen schlimmen Fuß und gestern Abends erhielt ich von ihm einen Brief aus Düsseldorf: er sei im Gasthof liegen geblieben und ich solle herunter kommen, was ich in einer halben

[1]) Andreas Simons, Pflegesohn der Familie Mockel und Mitglied des Maikäferbundes.

[2]) Carl Fresenius, stud. phil. von Frankfurt und Mitglied des Maikäferbundes.

Stunde auch tun werde. Das ruiniert mir u. a. eine schöne Ahrtour mit Kinkel, die dieser nicht verschieben kann. Ich hoffe zwar, es werde mit wenigen Tagen abgetan sein, so daß mein Bruder nach London reisen kann, aber es kann auch länger dauern.

Wie das Zeug alle in's Geld greift, kannst Du Dir gar nicht denken; — mein ganzer Aufenthalt hier wird aber schon in 18 Tagen zu Ende sein, wie soll ich da nach Siegen kommen? — Bis Pfingsten kann ich unmöglich am Rhein bleiben, sonst würde ich auf Deine Ferien rechnen und Dich bitten, mir halben Wegs entgegen zu kommen, — aber so kann ich nicht mehr fünf Tage auftreiben, da ich doch nicht unmittelbar vor der Hochzeit[1]) auskratzen darf. —

Schreibe mir nach Bonn (wiederum Judengasse 815), ob Du es übers Herz bringen kannst, mir mein Wort zurückzugeben! Du siehst, wie ich gebunden bin und wie wenig ich die fünf Tage entbehren kann!

Schreibe mir vor allem auch, was Du von Hermann weißt. Ich bin um seinetwillen in der größten Angst, da es hier heißt, er sei eingezogen worden; doch nur als Gerücht. Der Himmel weiß, wie das enden wird.[2])

---

[1]) Kinkels Hochzeit mit Johanna Mockel-Mathieux.

[2]) Hermann Schauenburg wurde im Frühling 1843 wegen politischer Umtriebe verhaftet, aber nach einigen Wochen wieder auf freien Fuß gesetzt.

Ach Gott, ich bin so mißmutig und zerstreut! Ich kann kein vernünftiges Wort mehr schreiben, das sind beabsichtigte Vergnügungsaufenthälte.

Könntest Du nur hieher kommen! Junge, da wollte ich wieder heiter werden. Ich sehe mit Bangigkeit Deiner Antwort entgegen. Liebster Ede, Dich küßt

Dein Sch

Herrn Dr. Ed. Schauenburg,
Lehrer am Gymnasium
in Siegen.

Bonn, 15. Mai 1843.

Göttlicher Ethe!

Ich habe Deine beiden Briefe richtig erhalten. Aber jetzt höre:

Nimm doch um Gotteswillen Raison an und nötige mich nicht, das in der Besoffenheit gegebene Wort zu halten.

Wenn ich von hier abreise, habe ich höchstens noch 60 Taler und damit soll ich Holland und Belgien und Nordfrankreich bis Paris gründlich bereisen.

Nun nähme die Reise nach Siegen und retour gute fünf Taler weg, da ich Post fahren müßte. Sodann geht ja solche Post nur zweimal wöchentlich, so daß ich eine Masse Zeit verlieren würde. Ferner denke, daß die Bibliotheken in Paris Mitte August

geschlossen werden und daß ich höchstens $1\frac{1}{2}$ Monate dafür habe, wenn ich auch Mitte Juni in Paris bin, also um Tage geizen muß. Den 22. Mai (dies ist noch Geheimnis) ist Kinkels Hochzeit, den 24. muß ich abreisen und dann ist es die höchste Zeit. In Düsseldorf kann ich so schon bloß einen Tag bleiben, bei Stift auch nur einen Tag und dann weiter nach Rotterdam. Wenn ich nicht sehr knapp lebe, kann ich auch Amsterdam nicht mitnehmen. Die Zeit, die ich der Bibliothek in Brüssel widmen wollte, geht schon so in die Rappuse[1]). Darum sei doch ums Himmelswillen vernünftig! Du siehst ja, es geht nicht an, daß ich jetzt mich auf fünf Tage absentiere! — Komm nach Bonn, das ist das Vernünftigste!

Ferner mit der Behauptung, es seien von Bonn nach Siegen nur neun Stunden, sollst Du Dich wohl geschnitten haben; es ist viel weiter, auch mit der Post.

Wenn Du mich aber durchaus zwingst, mein Wort zu halten, so muß ich Holland aufgeben und dem Stift abschreiben und den gewöhnlichen Weg über Aachen und Lüttich nehmen. Ich würde dann den 25. Mai in Siegen sein. Und auch das — ich bitte Dich, liebster Ethe, erlaß mir das. Du weißt doch wahrhaftig, wie gerne ich zu Dir käme, wenn es nur irgend möglich wäre! Ich versichere Dich, es bringt mich zur Verzweiflung, wenn ich

---

[1]) geht drauf, geht verloren.

diesem Dilemma nachdenke. Wenn Du mich dazu zwingst, so habe ich ja von der Reise nach Holland und Belgien nichts, da ich überall nur durchfahren muß, um die Tage einzubringen. — Hätte ich gleich anfangs gewußt, was hier aus meinem Aufenthalte werden würde, ich hätte mich längst nach Siegen auf die Beine gemacht. Und dann würden wir doch nur trübselige Gespräche führen. Balder[1]) schreibt mir vom 6. Mai aus Berlin: „Die Untersuchung (über Hermann) soll von der Universität ans Kriminalgericht kommen. Offene Briefe darf er und darf man ihm schreiben. Unterredungen sind abgeschlagen, werden indeß wieder nachgesucht werden. Gestern las ich einen offenen Brief von ihm an Menke: er hat es aufgegeben in diesem

---

[1]) Willibald Beyschlag von Frankfurt, der bekannte Hallenser Theologieprofessor; damals stud. theol. und Mitglied des Maikäferbundes.

In seiner Selbstbiographie (Aus meinem Leben) schreibt W. Beyschlag mit Bezug auf Hermann Schauenburg: „. . . Wir . . . waren um den Verhafteten und seine Zukunft ernstlich besorgt. Auf seinen Wunsch wendete ich mich an Bettina, die ja mit solchen Regungen sympathisierte und sich andrerseits rühmte, allezeit beim Könige Zutritt zu haben, damit sie sich für den Bedrohten verwende. Aber da machte ich eine seltsame Erfahrung. Die phantastische Dame wünschte interessante Geständnisse des Verhafteten, und da diejenigen Geständnisse, welche Schauenburg ihr ehrlicherweise machen konnte, ihrer hochfliegenden Vorstellung von einem Verschwörer nicht entsprachen, so verlor sie das Interesse und tat nichts. Glücklicherweise war das auch nicht nötig; das Universitätsgericht nahm die Sache als jugendlichen Unverstand, und Sch. wurde nach einigen Wochen freigelassen." — Nach einer andern, mündlichen Ueberlieferung soll Bettina für Hermann Schauenburg vor Friedrich Wilhelm IV. einen Fußfall getan haben.

Monat freizukommen; von seiner Familie, auch von Eduard, will er keine Briefe; der Ton ist ziemlich hoffnungslos; er verlangt Bücher und schreibt Novellen."

Er würde gern Briefe von Dir haben, aber er fürchtet Vorwürfe, glaube ich. Wenn Du diese vermeidest, so ist er zufrieden. Vergiß nicht, daß Du zwischen den Eltern und ihm wirst vermitteln müssen. Schreibe an stud. theol. Beyschlag, Kreuzgasse Nr. 10. Die Einlage an Hermann muß natürlich offen sein.

Ich schreibe ihm morgen.

O lieber Ethe, sei barmherzig! ich schreibe Dir wieder von Paris aus über Bonn.

Dich küßt mit Furcht und Zittern

Dein

Schw.

Während seines Bonner Aufenthalts wurde Burckhardt von der Basler Universität auf Grund seiner bloßen Dissertation am 19. Mai zum Doktor promoviert. Nunmehr mußte er mit den Vorarbeiten für die Habilitationsvorlesung beginnen. Von Bonn reiste er daher durch Holland und Belgien nach Paris, um an der dortigen Bibliothèque Royale aus diplomatischen Berichten Exzerpte für die Geschichte des Armagnakenkrieges zu sammeln.[1]) Sein Aufenthalt in der Seinestadt dauerte

[1]) In seiner Antrittsvorlesung (März 1844) behandelte er die Lage Frankreichs zur Zeit des Armagnakenzuges.

bis Ende August. Auf seiner Heimreise nach Basel machte er von Mainz aus nochmals einen Abstecher nach Bonn.

Herrn Dr. Ed. Schauenburg, Gymnasiallehrer

Siegen.

Bonn, 18. September 1843.

Lieber Ete!

Ich bin hier und bleibe bis 24. September hier. Schreibe mir augenblicklich, ob Du den 25. bis 28. September in Siegen bist; in diesem Fall komm ich zu Dir, Junge! — Kannst Du circa 21.—25. September hier in Bonn sein, so ist's noch besser, Du schläfst dann auf dem Sopha bei Andreas Simons.

Meine Adresse:

bei Dr. Kinkel, Schloß Poppelsdorf.

Meine einzige Furcht: Du seiest in Ferien zu Herford.

Addio, Dich küßt mit unbewegter Treue

Dein

Schw.

Vom Herbst 1843 bis Frühling 1846 weilte Burckhardt mit kurzen Unterbrechungen in seiner Vaterstadt Basel. Neben seiner wissenschaftlichen Tätigkeit als Forscher und Hochschullehrer arbeitete er, des Gelderwerbs halber, auch für das Brockhausische Konversationslexikon und bekleidete seit Sommer 1844 eine Schriftleiterstelle an der konservativen Basler Zeitung.

Herrn Eduard Schauenburg, Gymnasiallehrer
Siegen.

Basel, 30. November 1843.

Herzlieber Ete,

Ich sitze hier in Basel und oxe und weiß nicht, wo es mit mir hinaus will. Ach Gott, wie sauer schmeckt das „zu Hause“, wenn man vier Jahre so nach Gutbefinden gelebt hat. Und bei mir zu Hause, in der Familie selbst, ist es sehr angenehm — wie muß es erst einem armen Teufel zu Mute sein, der es zu Hause und außerhalb des Hauses schlecht trifft! —

Es tut mir kein Mensch bisher was zu Leide, aber Basel ist so eng und so klein; es fehlt die freie, tragende Anregung, die Bonn für mich zur großen Stadt machte. Und könnt' ich mich nur ganz in die Bücher vergraben! Aber man muß hier mit herzguten langweiligen Leuten umgehen, das ist es.

Ete, gelt Du bist verlobt, ich wittere so was, als stieg' es wie Bratenduft aus dem Westerwald den Rhein herauf! — Grüß schön von mir! — Es ist gewiß so eine Prachtspartie. Ich meinesteils möchte mich am liebsten so einrichten, baldigst wieder in die weite Welt verschlagen werden zu können, das tät mir trotz Hunger und Kummer besser konvenieren. Einstweilen lechze ich nach Briefen aus Deutschland und denke viel und mit Schmerzen an Dich und Hermann und die Bonner,

und jetzt gerade bin ich sehr betrübt, daß ich gerade Dir, herzliebster Junge, nichts zu schreiben weiß — mein Leben ist zu arm geworden. Ich will Dir aber doch schreiben, und wären es immer nur zwei Zeilen.

Auf nächsten Sommer rüste ich mich, Deutsche Geschichte und Kunstgeschichte zu — annoncieren, denn ob's zum Lesen kommt, ist für einen Privatdozenten auf einer Hochschule von bloß 28 Studenten sehr fraglich. Bitte, sage es nicht weiter, daß der Kommilitonen so wenige sind; es könnte der Hochschule noch mehr Eintrag tun. Nun siehst Du, was ich für ein Narr wäre, wenn ich meinen Lebensplan (ich hasse sonst dieses Wort gründlich) auf die hiesigen Verhältnisse baute. Meine ganze Perspektive besteht: in einer höchst problematischen Anwartschaft auf eine jetzt von einem Ordinarius in besten Jahren besetzte Professur von 100 Louisdor, welche noch dazu bei dem bevorstehenden Sturz der Hochschule eingehen würde. Doch kann ich allerdings hoffen, mit Vorträgen für einen gemischten Publicus einiges Geld zu verdienen.

Eine wichtige Sache ist besonders, daß ich jetzt für Brockhaus arbeite, nämlich die kunsthistorischen Artikel fürs Konversationslexikon, neunte Auflage, der einen Bogen ganz neu gelieferter Artikel mit 32 Reichstalern, einen Bogen umgearbeiteter mit 16, einen Bogen bloß vermehrter mit acht Reichstalern honoriert. Natürlich gibt es ver-

hältnismäßig nicht viel neu- oder umzuarbeiten, aber 200 Reichstaler wird das Geschäftchen schon abwerfen, summa summarum. — Kann ich nach und nach auch anderes für Brockhaus arbeiten, so bin ich vor der Hand geborgen.

Ich weiß nicht, woher es kommt, aber trotzdem daß mein Gemüt jetzt lauter stille Messen für vergangene Freuden feiert, bin ich doch innerlich glücklich und handhabe mit mir selbst einen guten Hausfrieden. Es ist jetzt Winter in mir, aber ich weiß, es werden nach einer dürren Bücherzeit auch wieder die Blütentage kommen, wenn auch nicht die alten von 1840—41! — Eins weiß ich, ich könnte jetzt ganz ruhig sterben, da ich das schönste Glück schon genossen habe. Wer einmal einen so recht innerlichen Frühling genossen hat, wie ich im Jahre 1841—43, der kann nie wieder ganz unglücklich werden; — Du aber hast das Beste in mir zum Blühen gebracht, Du und Hermann und Kinkel und Stift — das soll Euch unvergessen bleiben.

Lieber Ete, es geht mir unter dem Arbeiten viel Poesie durch den Kopf. Jetzt, da ich sie heimlich treiben muß, wird sie mir erst recht lieb. Selten gebe ich den Sachen Form, sie tummeln sich lieblich vor mir und verschwinden wieder. Ich fange wieder an, mir etwas darin zuzutrauen, denn wäre es gar nichts mit meiner Poesie, so könnte sie mich ja auch nicht trösten. Ich mache von neuem die Erfahrung: je besser ich oxe, umso poetischer

wird mir zu Mut; oxe ich nicht, so bin ich zerstreut. Jetzt sammeln sich in mir die Anschauungen von den Reisen und den Menschen und strahlen und funkeln schön gegeneinander und assimilieren sich zu Bildern und Geschichten. — Gelt, ich bin ruhmredig — aber Du bist einer von denen, die sich gerne mit mir freuten, auch am Kleinen. Dem Hermann habe ich vor vier Wochen geschrieben und das Daguerreotyp geschickt. Gott gebe, daß es ganz ankam. Leider habe ich, ni fallor, vergessen, ihm meine Adresse zu melden, schreibe sie ihm gelegentlich!

Prosit Ete, schreib brav, Dich küßt in Treuen

Dein

Schwyzer.

Adresse: Antistes Burckhardt, Basel.

Herrn Dr. phil. Ed. Schauenburg, Gymnasiallehrer

Siegen.

Basel, 28. Januar 1844.

Herzlieber Ete! Sag mir, was soll ich Dir schreiben? Muß Dir nicht jedes Wort, was Dir ein anderer zurufen kann, jetzt ungeweiht erscheinen? Denn wenn Du diesen Brief erhältst, so bist Du wohl ganz glücklich, glücklicher als der welcher ihn schreibt. Lieber Junge, ich bin hier ganz als Einsiedler verpuppt, und die Liebe tönt mir nur noch als eine Sage alter Zeiten zum

Herzen. Was tut's? Im Innern will's doch wieder anfangen zu grünen, glaub' ich. Mich necken hier zwei schöne Augen, aber ich traue nicht mehr. Du hast nun noch den Mut, wohl Dir.

Dein lieber, göttlicher Brief hat mir viel Freude gemacht; denn Du hast in Bedrängnis des Herzens an mich geschrieben und das soll Dir unvergessen bleiben. Ich will dann auch bei Dir Trost und Fassung suchen, wenn Glück und Unglück mit einem Male kömmt.

Jetzt genieß das Glück; man findet es nur e i n - m a l so; und die ersten Stunden eingestandener Liebe eines geliebten Weibes sind doch das Höchste, was das Leben bietet. Ich bin froh, daß das Glück auch meine Schuld an Dich, geliebter Junge, abtragen hilft; ich armer Teufel könnte Dir doch Deine Liebe nicht vergelten, wie ich möchte.

Glaubst Du etwa, Du sehnest Dich nach mir, ohne daß ich mich nach Dir sehnte? O lieber Junge, könnt ich jetzt um Dich gewesen sein, während Du nicht wußtest wo aus wo ein, ich hätte Glück und guten Mut und ewige Poesie mit mir genommen für lange, lange Zeit. Du wärest mir heilig gewesen in den Augenblicken des Glückes, wie der Verzweiflung.

Jetzt küsse ich Dich von Herzen und bitte vom Schicksal, daß es Dir gebe, was es mir versagt hat. Um Deines Glückes willen kann auch ich jetzt wieder frischer und kühner in's Leben schauen.

29. Januar.

Sag mir, lieber Ete, was macht Hermann? Er muß mein Paket vor einem Vierteljahr schon erhalten haben; Marienstraße 1 D war die Adresse, die er mir selbst bestimmt hatte. Ich fürchte, man hat es im schwarzen Kabinett aufgemacht und dann das Wiederabsenden vergessen. Es war auch ein Brief an Kugler[1]) dabei; Gott weiß, was daraus geworden ist. Zurückgekommen ist das Paket auch nicht. Ich möchte gerne wissen, was der Teufelsjunge macht; denn Du hast vergessen, mir irgend etwas von ihm zu melden in Deiner Liebesnot. Nur ganz beiläufig erwähnst Du, er habe die akiurgische Station hinter sich; daraus schließe ich, daß er nicht Zeit noch Laune hat, zu schreiben, denn solch ein Staatsexamen würde mir auch Sinn und Verstand rauben. Also melde mir baldigst, 1. wo er wohnt, 2. was er macht, 3. ob er reisen wird und wohin? Du siehst, ich gäbe einen guten Inquisitor ab.

Meine hiesigen Umstände verändern sich nicht. Es wird sich nun im Sommer zeigen, wo es mit mir hinaus will. Einstweilen viel Sehnsucht, viel Heimweh, viele poetische und historische Flirren und Flausen. Weißt Du, was mich nach Durchlesung Deines Briefes für ein Gedanke ankam? Der: Wenn nur nicht etwa der gute Ete gerade jetzt vor's Koblenzer Konsistorium gerufen wird, um

[1]) Franz Kugler, der Berliner Kunsthistoriker, Burckhardts Lehrer.

sein theolog. Tentamen abzumachen! Das wäre doch schauderhaft! Die Herren könnten treffliche Antworten von Dir beziehen, z. B. in dem Kapitel von der Liebe und von den Engeln.

Ferner, was macht Stift? Auch er hat mir noch nicht geschrieben, und doch sind es nun fast vier Monate, seit wir uns sahen. Julius Baedeker[1]) hat mir gemeldet, man gedenke ihn nach Essen zu ziehen. Wenn's nur nicht geht wie mit Dortmund. Dem Julius scheint es ganz passabel in seiner jetzigen Prinzipalstellung zu gefallen; es jücken ihm die Finger nach Unternehmungen etc.

Nun bereitet sich Basel zu einem großen, überaus prunkhaften Schützenfest vor, welches ich am liebsten durch eine Reise umgehen möchte. Statt dessen werde ich mich wahrscheinlich bei einem hiesigen Buchhändler über die betreffenden Tage zu einer Festzeitung verdingen; ich soll die Redaktion, die historischen Bonbons und das Unterhaltende besorgen, während ein anderer hiesiger Pflastertreter die Gefühle, Reden, Toaste und dgl. übernimmt, wozu ich mich nie verstanden hätte. Gott weiß, es ist was Erbärmliches um solche Gefühle, womit niemanden rechter Ernst ist! Ich kenne meine Pappenheimer. Melde einstweilen keiner Seele was davon.

Heut Abend ist Soirée bei Wackernagel. Dem haben die Liberalen viel schweres Unrecht getan, wie sie denn überhaupt die Kunst verstehen, die

[1]) Von Essen, der spätere Verlagsbuchhändler.

ihnen am nächsten Stehenden von sich abzustoßen. Ich überzeuge mich mehr und mehr, daß der Liberalismus der Jahre 1840—43 nur die erste, saure Blüte war, die die Frucht umschließt und abfallen muß. Umso siegreicher wird nun nachgerade ein neuer Liberalismus, eine allgemeine öffentliche Meinung erstehen, mehr und mehr geläutert von Extravaganzen jeder Richtung, und da muß der Sieg endlich kommen. Nur einem solchen vom Volke getragenen Liberalismus wird sich auch die Gewalt fügen und einen neuen Bund knüpfen *ἢ ἀτιό* (unleserlich) (Sophokl. Elektra). In diesem Sinne kann man sagen, daß kein Wort der rheinischen Zeitung verloren war, denn ohne Extreme entsteht keine Wahrheit.

Ich habe den neuen Band Herwegh gelesen. Es ist doch noch viel Großes und Herrliches darin; das Lied an Prutz und: Die deutsche Flotte, sind Edelsteine. Aber schwach und gemein zugleich sind mehrere Xenien und das Duett zwischen Geibel und Freiligrath. Da ist Freiligraths Angriff nobel und würdig daneben. Geibel hatte es vollends nicht um Herwegh verdient, so in den Kot gezogen zu werden. Daneben muß ich Herweghs gänzliche Rücksichtslosigkeit bewundern; er konnte wissen, wie viele Leser ihm das sogen. „Heidenlied“ entfremden müsse, und er hat es dennoch abdrucken lassen. Im ganzen ist es wehtuend, diesen zweiten Band mit dem ersten zu vergleichen — die aufjubelnde Begeisterung und

Hoffnung von 1841 mit der gänzlichen Depression von 1844! — Am Ende steht ein Gedicht: „Auch dies gehört dem König“ in Terzinen, welches man lesen muß, um einen Begriff davon zu haben!

1. Februar. Jetzt lebe wohl, herzlieber Ete! Dein bleibt in Hoffen, Trauern, Sehnen und Harren Dein liebender

Eminus.

P. P. Keile den Hermann, daß er mir schreibt.

Herrn Dr. med. H. Schauenburg

Würzburg.

Enthaltend zwei Napoleons d'or.

Basel, Montags, 10. Juni 1844.

Na, kommt der Schlingel mir endlich auf Schußweite! Mensch des Erbarmens, Hermann mein Rabe, was hast Du wieder angerichtet? Schreibst mir wahrhaftig, wie daß man Dich aus preußischen und sächsischen Staaten fortgejagt und sagst mir nicht warum? Jetzt lieber Bruder bitt ich Dich kniefällig, halte Dich jetzt in Baiern still! Wenn Du hier wieder die alten Streiche machst, so kann Deine ganze Karriere zu scheitern gehn! das bedenke. — Charakter und Ansichten stehen ja fest bei Dir, und darum laß das unruhige Treiben, womit die Liberalen der guten Sache so unendlich geschadet haben. Mehr sag ich nicht, Du wirst sonst böse.

Deinen Brief habe ich diesen Morgen unversehrt erhalten; Gott gebe, daß dieser ebenso zu Dir gelange. Junge, hätt ich doch nur drei Tage Zeit! Man fährt jetzt mit den Eisenbahnen in einem Tage von hier bis Heidelberg; so ein Stelldichein auf dem H.-Schloß wäre nicht bitter! Aber ich kann nicht mehr vom Fleck. O wenn Du zu mir kämest! Da wollten wir schwärmen von guten alten Zeiten!

Dem Ete habe ich gottloser Weise seit März nicht mehr geschrieben, aber es kommt jetzt alles auf meinem Haupte zusammen. Von Stift erhielt ich vor vier Wochen einen langen Brief, er (näml. Stift) ist wieder verliebt bis über die Ohren, bezieht aber noch keinen Heller Gehalt, wahrscheinlich weil man ihm nicht recht traut. Der arme Junge! Von Bonn sind auch nicht eben brillante Nachrichten da; Sack hat den armen Kinkel zur Demission von seiner Gymnasialstelle genötigt. Gott weiß, was aus uns allen werden soll. Ich meines Teils bin getrost; für die nächste Zeit werde ich zu leben haben, und was weiter liegt, kümmert mich nicht. Dies arme Leben sollte einen nicht so in Anspruch nehmen und grämen. Wer sich dagegen stemmt und jeden Augenblick so tut, als wollte er dem Leben den Sack vor die Füße werfen, dem gibt es am Ende gute Worte, glaub ich.

Hier hast Du vorderhand zwei Napoleonsd'or, in zwanzig Jahren rückzahlbar ohne Zinse. Wenn

Du mehr brauchst, so kann ich mehr entbehren. Vorliegendes ist nur für den grellsten Heißhunger. Schreibe mir baldmöglichst und unfrankiert, ob Du dies richtig erhalten hast und ob Du mehr brauchst. Gotts Donner, wäre ich Rothschild, Du solltest es gut haben! Und jetzt hat der arme Kerl noch dazu die Gelbsucht und kann sich vielleicht nicht einmal die leichteste Erholung schaffen!

Junge, wie eigen war das heut Morgen als man mir Deinen Brief brachte! Der Poststempel trug die Worte . . . RZBURG, die Adresse war mit einer Hand geschrieben, auf die ich mich erst besinnen mußte. Da sah ich das Siegel und erkannte es und dachte, der Kerl ist in Ferien zu Harzburg am Oberharz, bis sich allmählich Dein Schicksal aus dem Briefe entwickelte. Da küßte ich Deinen Brief und sagte: Gott grüß Dich, Hermann!

Ach, es ist doch hart, daß Du in Süddeutschland bist, ohne daß wir uns so bald sehen können. Ich kann nicht fort, Du müßtest das Mögliche tun!

Lieber Hermann, mir ist bisweilen, als stände ich schon tief im Abendrot, als sollte aus mir nicht mehr viel werden. Die Ideale haben nicht gelogen, sie bleiben treu, aber mehr und mehr weist mich das Schicksal auf weitablenkende Seitenwege. Ich habe mich unlängst ernstlich besonnen, ob ich dem Versemachen nicht auf ewig entsagen solle, aber ich fand, es gehe nicht; ist es doch mein letzter Trost, wenn alle Stränge reißen. Die Musik gewährt mir wenig mehr; meine übrigen

Bestrebungen sind mir teilweise zu Wasser geworden. O hätt ich Dich hier! wir wollten uns schon zusammen trösten. — Brieflich kann man über dergleichen gar nicht verkehren.—Ich glaube, daß selten ein Mensch in meinem Alter solch ein lebhaftes Gefühl hatte von der Geringfügigkeit und Hinfälligkeit der menschlichen Dinge, insofern sie sich bloß auf das Individuum beziehen. Meine Studien haben dazu etwas getan, aber lange nicht alles. Desto riesiger wächst der Respekt vor dem Allgemeinen, vor dem Atem der Völker und Jahrhunderte. — O Dein Lied mag ich gern mit samt dem holprigen Laisser aller, das hie und da durchscheint. Schick mehr! Ich bin jetzt grade zu zerstreut, auch hat mich die subjektive Lyrik völlig verlassen; — Bilder, Tableaux — das ist's, was ich möchte; und im Hintergrund lauert eine allmählich immer heftigere Sehnsucht nach dem Drama. — Gelt, ich bin ein Narr.

Ich schreib Dir jetzt nur wenig. Mit den Sorgen für meine eben beginnende Redaktion trifft jetzt auch noch die hiesige Kunstausstellung zusammen, wobei ich am Aufstellen, Katalogisieren usw. helfen soll. Auch verlangt Brockhaus Konversationslexikons-Artikel über Kunst etc. von mir. Es ist zu Zeiten recht lustig, mit all diesen Geschichten zu tun zu haben, aber auch oft mordlangweilig. — Focke hat mir aus Siegburg geschrieben, er ennuyiere sich, als ob sich das im Philisterio nicht am Rand verstände! — Ich komme

soeben von einer Vorlesung zurück; ich habe sechs Zuhörer, still und andächtig, auch schwänzen sie nie — drei Stunden per Woche lese ich.

Nun rückt uns auch das Festgetümmel auf den Hals und verscheucht alle Ruhe und Stimmung. Wenn ich nur auch bei Festen und Zeremonien etwas zu fühlen wüßte! — Dazwischen läuft der Enthusiasmus fanatisch durch die Gassen und droht jeden zu fressen, der nicht mitschreit. Diese Leute haben alle noch keinen Thronwechsel von 1840 an Ort und Stelle erlebt, sonst müßten sie die großen Worte satt haben. Diese Festsucht ist mir in unserer Zeit ganz ekelhaft; sie setzt all den Halbheiten und Lügen die Krone auf. Gerade jetzt, nach dem Gemetzel im Wallis, ist es lächerlich und betrübt zugleich, ein solches Fest auszutrompeten. Die Zurüstungen dazu sind fabelhaft; man rechnet auf 30,000 Fremde. Ein Redakteur möchte vollends des Teufels werden.

So stehts. Flauer als mein jetziges Leben hab' ich es noch nie gefunden. Ich glaube mich oft von lauter Karikaturen umgeben, die wie ein Traum beim Erwachen verschwinden müssen.

Ich will aber den Kopf so lange oben halten als es irgend geht, und Rippstöße geben, bis das Schicksal artig wird.

Mein Herzjunge, leb wohl. Dein Brief hat mich wieder mächtig erquickt; es ist etwas von Deinem Trotz auf mich übergegangen. O was brausen mir für Erinnerungen durch den Kopf, wenn ich

etwas von Deiner Handschrift sehe! Darum schreib, schreib bald, unfrankiert. Das Porto ist eine Bagatelle!

Von Juli (Mitte) an werde ich wahrscheinlich eine besondere Wohnung in der Nähe der Druckerei beziehen und bin dann völlig chez moi. Aber schon jetzt bist Du mir ersehnt (bei Antistes B., in Basel). Ich bin immer in Basel, weil ich nicht fort kann.

Addio! Addio! Schreib bald! Dich küßt in Treuen und Sehnsucht

Dein

Eminus.

Herrn Dr. med. H. Schauenburg

in Würzburg.

Basel, 16. Juli 1844.
Nachts.

O mein herzlieber Junge, ich denke nun alle Tage: kommt er bald? Ich will mich dann auf Dich einrichten, daß Du Deine Freude haben sollst! Vom Anfang August an wohne ich auf dem Fischmarkt, bei Knopf, doch wirst Du wohl tun, Dich vorderhand noch bei Deiner Ankunft im Hause meines Vaters — Münsterplatz, Ecke zunächst bei der Münsterfassade — zu erkundigen und auch die bisherige Adresse beizubehalten. Nur schreib mir bald, ob Du kommst, damit ich mich nicht vergeblich freue! Hörst?

Du wohnst dann bei mir auf meiner neuen Kneipe,[1]) wenn ich nicht etwa noch in der alten bin, wo ein ganz unsäglicher Reichtum an Platz ist.

Knorr war hier und hat mich recht ergötzt, obschon ich aus seinem politischen System nicht klug geworden bin. Das sind Fetzen von Philosophie und Gott weiß was alle durcheinander. Bester Junge, es wird eine Zeit kommen, da die Spekulation aufhören und das Konkrete anfangen wird, und dann wird's Euch allen wie Schuppen von den Augen fallen. Du mußt die Schweiz sehen, um das zu begreifen, oder England, denk' ich. — Apropos, Knorr erhielt hier nur eine Bagatelle von Wechsel und hat nichts ausbezahlen können; er will's aber von Bern aus schicken, wohin er sich zu wenden gedenkt. Ich fürchte für ihn; er wird in der Schweiz es schwer haben aufzukommen. Der Kerl sollte sich weiter in die Welt wagen, er hat wohl das Zeug dazu.

Wenn Du an Ete schreibst, so sag' ihm, ich werde ihm nächstens schreiben; und hätte es lange getan, wenn ich nicht die letzten sechs Wochen über von Arbeit ganz erdrückt gewesen wäre. Jetzt ist die Zeitung im Zuge, und ich krieg es allmählich los, auch leitende Artikel zu schreiben. Es jeht allens, wenn man muß. Ich werde zu meiner großen Freude bereits in den radikalen Blättern herumgezerrt, in einem davon mit Namen. Noch vor sechs Wochen beschlich mich ein leiser Schauder

[1]) Wohnung, Zimmer, studentischer Ausdruck.

bei diesem Gedanken; — jetzt hab ich schon ein Fell wie ein Krokodil und lache dabei und lese und beantworte das Zeug nicht. Nur der erste Schritt kostet Ueberwindung. Ich bin auch jetzt der vielen und regelmäßigen Arbeit wegen viel frischer und zufriedener als zuvor. Wenn Du da bist, so soll mich die Zeitung nur noch etwa den halben Tag kosten — der Rest gehört Dir. Du, ich habe guten Wein, komm bald!

Deine Sorgen wegen J. Kriege habe ich von Anfang an ganz unbegreiflich gefunden und mich gar nicht drein schicken können. Gott sei gedankt, daß sich die Sache so aufgeklärt hat; es wäre doch ein bleibender Riß durch Dein Leben gewesen. K. hat ein Auge, dem man nicht mißtrauen kann.

Jetzt lebwohl mein Bruder! Komm! Gelt Du kommst? Ich habe hier alles vollauf und kann Dich königlich empfangen. Amüsante Bücher, abends schöne Spaziergänge. Addio! Dich küßt

Dein

Eminus.

Herrn Dr. E. Schauenburg,
Oberlehrer am Gymnasium,
Siegen.

Basel, 31. Juli 1844.

Ete!

Wohnt denn kein Erbarmen mehr in Deiner Brust mit einem unglückseligen Zeitungsschreiber, der sich tagtäglich vornimmt, Briefe abzufassen

und dem dann die besten Stunden durch plötzlich ankommende und auszuziehende Zeitungen verruiniert werden? Glaubst Du denn wirklich, ich hätte ohne alle Gewissensbisse so lange geschwiegen? Ihr müßt jetzt überhaupt für einige Zeit mit mir Geduld haben, es tut's einmal nicht anders. Heute erübrige ich mir eine Morgenstunde, rat' einmal wodurch? Dadurch, daß heute früh die Fr. Ob. Post. A. Ztg. einen langen Bericht gebracht hat, welchen ich tale quale in die Druckerei hinübertrug, nämlich den Bericht über das Attentat gegen euern König.[1]) Herr Gott, wie kam das aus der Luft! Wer hätte daran gedacht? — Die Arbeiterrevolten und jetzt ein Attentat — Deutschland hat sich verändert. Und wenn nun dieser Mordversuch wie bei Louis Philippe nicht der letzte wäre, sondern durch das böse Beispiel andere nach sich zöge? Es ist anders geworden in Deutschland.

2. August.

Sieh Ete, so wird mir meine Zeit zerhackt! Auf keine Stunde mehr kann ich fix zählen; immer nur Augenblicke sind's, die ich mir erübrigen kann. — Hermann hat mir von Würzburg aus dreimal geschrieben und mir sogar die frevelhafte Hoffnung gemacht, er wolle mich im Lauf dieses Monats besuchen! Denk nur! Wenn der Strick nur auch Wort hält! — O Du hast keinen Begriff

[1]) Der Mordversuch Tschechs gegen Friedrich Wilhelm IV. am 26. Juli 1844, ohne politische Motive.

davon, wie es tut, ein Jahr lang unter Leuten zu wohnen, deren keiner Dich versteht! Gute, treffliche, gescheite Menschen sind drunter, aber keiner, der grade auf das eingehen möchte, was mich bewegt. Die journalistischen Anfechtungen berühren mich gar nicht, da ich die eigentlichen Schimpfblätter nicht lese. Sollte man es denken, daß dies meinen Bekannten ganz unglaublich vorkömmt? Daß sie es gar nicht begreifen können, daß man so wenig neugierig sein könne? Das kann man freilich nicht wissen, wie innerlich unbeteiligt ich bei diesem Parteigezänk bin, wie fest ich wurzle in dem Goldwolkengebiet der Erinnerung, der Träumerei, der Poesie nach meiner Façon; wie mich das alle stählt gegen jede Gemeinheit. Sehr interessant und angenehm ist die Bearbeitung des Auslandes, wobei ich einigen wahren Muck[1]) entwickele.

Knorr ist 14 Tage hier gewesen, semper idem. Ich habe ihm viele gute Lehren mitgegeben zum Verständnis der schweizerischen Politik — sit venia verbo. Die meisten und einige der vorzüglichsten Deutschen in der Schweiz haben sich schief zu unsern Zuständen gestellt; sie haben den schweizerischen Radikalismus für identisch gehalten mit ihren Bestrebungen und sind nun mit allen Parteien auf das äußerste brouilliert.

---

[1]) Muck = etwa Kühnheit, Keckheit in seinen Aeußerungen; vergl. „mucksen“ in der Bedeutung von „widersprechen“, „aufbegehren“ usw.

Schütz und Pastor Greiling mit angenehmer Gemahlin sind hier gewesen. Schütz wird es vielleicht noch lange treiben, aber, soviel ich urteilen kann, nicht mehr genesen. Greiling's haben mir einige der angenehmsten Stunden bereitet; der Reiseplan wurde unter lautem Lachen besprochen. Mit dem Wetter müssen sie es die ersten vier bis fünf Tage sehr schlecht, später sehr schön getroffen haben.

Nun zu Dir, glückseliger Ete! Was soll man Dir sagen, das nicht neben Deinem Glück aschgrau aussähe? — Die Sache mit Kriege soll sich, wie mir Hermann schreibt, wieder ausgeglichen haben. Gott gebe es! — Daß Du den Wurm in Siegen bei Dir hast, ist Dir wohl zu gönnen, ich wollte auch, ich hätt ihn hier in Basel. Der Magister hat etwas Mildes, ewig Ausgleichendes und ist überhaupt ein rechter Prachtskerl. Grüß ihn schön! Hörst Du?

6. August.

Ete, ich muß schließen; ich hätt Dir gern mehr geschrieben. Aber das versteht Ihr eben nicht, wie teuflisch mir meine Zeit zerschnitten ist. — Meine Adresse: Dr. J. B. Red. der Baseler Zeitung.

Jetzt könnte Hermann alle Tage kommen, aber ich glaube, er kommt nicht. Ich hatte ihn beschworen, mir zu schreiben, wenn er nicht komme. Aber das ist bei Hermann ein rechtes Danaidenfaß mit Bitten solcher Art. — Er kömmt wohl

doch noch. Dann muß er mir den Tag über etwas helfen, damit wir den Nachmittag frei sind.

Lebwohl, herzlieber Ete! Empfiehl mich schönstens Deiner Fräulein Braut und vergiß mich nicht, wenns mit meinem Schreiben wieder lange dauern sollte. Ich bin gehetzt wie ein Jagdhund.

Addio, Ete! Dich küßt in Treuen

Dein

Schw.

Herrn Dr. Ed. Schauenburg, Oberlehrer

Siegen.

Basel, 5. Januar 1845.

O liebster Ete! Endlich einmal wieder ein paar Zeilen von Deiner lieben Hand! Mitten in dieses öde hiesige Leben hinein, wo ich außer der Einsamkeit weder Freund noch Freundin habe. Ich sage Dir, hätt' ich vor zwei Jahren gewußt, welch ein Leben summa summarum meiner in Basel warte, ich wäre vielleicht noch zu rechter Zeit durchgebrannt und in die weite Welt gegangen. Und doch gilt dies mein jetziges Leben in den Augen der Welt für ein ganz annehmliches: „Zwar viel zu tun, aber doch reichliches Auskommen!“ Ja wenn man nur nicht eindorrte und verkümmerte dabei!

Doch davon genug. — Stift hat die Schwindsucht, schreibst Du mir. Seitdem ich es weiß, weicht sein Bild mir nicht mehr von den Augen;

ich sehe ihn verschmachten, einsam, freundlos und kann ihm doch nicht helfen. Du weißt allein, welch ein Teil meines Lebens und Seins mir mit ihm wegsterben würde — und doch, ich wäre resigniert. Weiß ich denn, wie lange i c h es noch so aushalte? — Wohl bin ich noch gesund und frisch, aber meine jetzige Existenz wird mir nachgerade etwas gleichgültig. Der arme Stift ist neben allem noch obendrein eine reizbare Natur — Gott geb ihm ein sanftes Ende. — Melde mir sogleich, wenn Du etwas von ihm erfährst, nicht wahr, Ete?

Sage mir, was sollte diese eigentümliche, exzeptionelle Natur in der Welt anfangen? Schon 1842 „stand er tief im Abendrot". Ich ahnte etwas davon, mochte mir es aber nicht klar machen. Welche Zukunft konnten wir ihm wünschen? Diese unendliche leidenschaftliche Tiefe des Gefühls, mußte sie ihm nicht zum ewigen Fremdling auf Erden machen?

Was hilft das Reflektieren! Könnt ich ihn noch einmal ans Herz drücken und ihm in seinen letzten Stunden beistehen! Ich habe an ihn geschrieben und dabei einen Lebensmut geheuchelt, den ich selbst nicht mehr besitze.

Wir wollen nicht dem politischen Jammer die Schuld geben — an irgend etwas hätte sich diese zarte und schöne Natur doch zerrieben; mit der Welt hätte er sich nie versöhnt. Es gibt solche Menschen, die früh am Gegensatze zur Außenwelt untergehen müssen.

Schlaf wohl, mein Stift! Ich weiß, es hat mich nie ein Mensch so geliebt; ich will dich drum als einen Schatten noch lieben und dein reines, leuchtendes Andenken ewig im Busen tragen, daß es all meine Schmerzen läutern und verklären soll! Schlaf wohl!

Diese hellockige Stirn, die ich mir so gerne mit aller Freude und Poesie gekrönt dachte, soll sich nun wohl nie mehr an meine Wange lehnen! — Man mag so ferne und so arg gefesselt sein als das Schicksal will — eine geheime Hoffnung bleibt doch, man werde sich noch einmal sehen.

7. Januar.

Ete, ich muß rasch schließen, aber bald schreibe ich mehr, glaub mir. Noch ehe Du mir geschrieben haben wirst, was lange währen kann.

Grüß den Magister herzlichst. Vielleicht kriegt er mit nächster Sendung auch ein Brieflein.

Dich in Kreuznach zu sehen, ist so viel als unmöglich; ich will Dir keinen Schimmer von Hoffnung machen.

Wo steckt Hermann? Meine Seele ist voll von ihm. Wie manchen Abend, wenn ich nach Hause kam, breitete ich schon die Arme aus und rief seinen Namen! Das nächstemal leg ich etwas für ihn bei!

Addio, herzliebster Ete! Empfiehl mich Deiner Braut und sage ihr, wenn man von Dir ferne sei,

so wisse man erst, was man an Dir habe! — Addio, Dich küßt in alter Treue

Dein

Schw.

A propos, Ete, ich bin der ‡-Korrespondent von der nördlichen Schweizergrenze in der Köln. Ztg. Sags nur dem Magister.

An Ed. Schauenburg

in Siegen.

Mein herzlieber Ete!

Basel, 5. Februar 1845.

Sei mir tausendmal geküßt für die schleunige Nachricht von Stifts Genesung! Ich will ihm nächstens auch schreiben.

Sende inliegende Briefe an — doch nein; ich habe mich anders besonnen; da Du möglicherweise im Loch sitzest, wenn die Briefe ankommen, so sende ich das Zeug direkt an Julius Baedeker, der dann den Brief an Dich und den an Hermann zu Dir nach Siegen schickt. Auf diese Manier erhält wenigstens Julius seinen Brief ganz gewiß. Der an Hermann enthält nichts, was nicht auch Julius Caesar wissen dürfte.

Kerl, wat hast Du angestellt! Sieh doch einmal mich an! Ich schreibe nun seit bald acht Monaten eine tagtägliche Zeitung, worin auch in die Steine gehauen wird, habe aber noch keine Idee von Preßprozessen riskiert!

Und Du mit dem Siegener Wochenblättchen! Laß doch ums Himmelswillen die Leute ungeschoren, und glaube mir, man bessert diese Welt nicht!

Weißt Du denn wirklich nicht, wie leicht man alles sagen kann, ohne angeklagt werden zu können? Alles, die ganze Wahrheit, so daß die publizistische Pflicht nicht zu kurz kömmt? Aber Du bist eben ein Neuling, ich sehe es schon. Ete, das Zeitungsschreiben taugt für Dich nicht, glaube mir nur. Ich sage es Dir auf den Kopf zu, obschon ich noch keine Spalte des Siegener Wochenblättchens zu Gesicht bekommen habe.

Indeß, Du weißt Dich herauszuhelfen. Aber der arme Stift! Weltverbesserer und doch nicht im Stande, auch nur einmal seine Laune zu unterdrücken! Spekulativer Philosoph und doch so wenig konsequenter Denker als ich! — Alles nur Desperation, in ein System gebracht! — und das alle in dem reizbarsten Körper, den die Natur geschaffen hat! — Dem Stift würde Zerstreuung durch die äußere Welt vollkommen helfen, denn das desperate Spekulieren liegt nicht in seiner Natur, sondern er hat sich hineingerannt. Vor einer tüchtigen und mühseligen Reise z. B.: die auch die Reizbarkeit des Körpers durch wiederholte Krisen abstumpfte, würden all die düstern Phantasien schwinden und wir hätten den alten, lachenden Stift wieder. Aber er verhockt sich in Cleve noch viel mehr als ich in Basel.

O könnt ich den Schlingel nur zu Gesicht bekommen — ich würde ihm mit diesen Argumenten hübsch vom Leibe bleiben und mich nur wieder an seinem Anblick erquicken! Der liebe Junge! Nur einen Tag ihn wiedersehen!

Ete, ich habe eine Ahnung, wenn er absichtlich Gift genommen hat, so kommt das Ding wieder, gibt Acht. Der Junge wird uns noch mehr als einmal in Schrecken setzen. Ach Gott, und könnten wir dort, an Ort und Stelle sein — es würde doch vielleicht etwas helfen!

Ete, lies den Brief an Hermann[1]), er gilt Dir auch, und schick ihn dann sogleich ab; er wird mit dem Umweg über Essen schon ohnedies verzögert. Sieh, daran ist nun Deine Journalistenkarriere schuld.

Lebwohl, liebster Ete! empfiehl mich Deiner Braut bestens, und sei 1000mal geküßt von Deinem

Schw.

Herrn Oberlehrer Schauenburg

in Siegen.

Basel, 4. Juni 1845.

Herzliebster Ete!

Es ist ganz scheußlich von mir, daß ich auf Deinen Brief vom 15. Februar erst jetzt antworte. Ach Gott, ich denke so oft an euch Racker, daß

[1]) Der Brief ist nebst andern an die Brüder Schauenburg gerichteten Briefen verloren gegangen.

mir darauf vorkömmt, ich müßte Euch unlängst geschrieben haben! — Ete, was ist mir seitdem alles durch den Kopf gegangen! Ich kann Dir wohl sagen, daß der Gedanke an Dich, Hermann und die Bonnenser mein Haupttrost gewesen ist über diese ekelhafte Freischarenzeit, als ringsum alle Verhältnisse den Einsturz drohten. O, Ihr im Reich draußen habt die Agitation immer nur erst in abstracto, ich aber habe ihr in das wüste versoffene Auge gesehen. Vierzehn Tage nach dem Zuge ging ich nach Luzern in Geschäften der Zeitung; ich sah dort die Gefangenen und schwöre Dir, es war zu drei Vierteilen ein Gesindel, dem man nicht abends einsam im Walde begegnen möchte. Jetzt ist's wieder ruhiger, Gott weiß, auf wie lange. Ete, ich werde diesen Sommer drei Tage in Bonn und zwei in Köln sein, vom 20. bis 25. Juli. Dann muß ich wieder mit Extrapost, Tag und Nacht, heim eilen an den Zeitungstisch. Ich habe bereits Hermann beschworen, so lange in Bonn zu bleiben. Bist Du um diese Zeit in Kreuznach, so setze ich einen Tag dafür aus, aber nach Siegen kann ich nicht kommen, denn meine Stunden sind gezählt. Mein Ideal wäre: zwei Tage in Köln en bande, Stift dabei, — daß ich zugleich dem Prof. Wackernagel Köln explizieren muß, verschlägt nichts, er kneipt gut und ist sehr fidel und ist hier mein bester Freund. Daß ich diese Reise überhaupt machen kann, verdanke ich hauptsächlich ihm, indem ich ohne ihn nicht Extraordinarius

geworden wäre[1]) und dann das Geld für diese Reise in einem Monat jammervollen Kasernendienstes unter wahrem Krähwinkler Volk ausgegeben hätte. Also siehst Du wohl etc.

Was mich im Ganzen hier festzuhalten droht, ist das Amt an der Universität, obschon es unbesoldet ist. Basel ist die einzige Universität, wo die Professoren kollegialisch leben, wo nicht alles sich haßt wie Hund und Katz. Nun gehe ich hier fast bloß mit den Professoren um, welche fast alle Deutsche sind und einen feinen, gemütlichen Ton haben. Die Zeitung berührt mich innerlich immer weniger und ist mir mehr und mehr ein bloßes (allerdings sehr lästiges) Geschäft, das mir gewöhnlich über vier bis fünf Stunden der besten Zeit raubt. Daneben fünf Stunden wöchentliches Lesen. alles neu präparieren — ich kann Dich versichern, wenn ich alles gewissenhaft machen sollte, ich könnte das Schlafengehen an den Nagel hängen — und das Briefschreiben auch! Eine gute Eigenschaft hat aber diese Plackerei: ich kann bei vielen langweiligen und zeittötenden Dummheiten, welche andere mitmachen müssen, mich unter Vorwand allzu vieler Beschäftigung entschuldigen.

Was Politica betrifft, so entschlage ich mich allmählich aller fieberhaften Ungeduld und suche im Stillen den eigentlichen Bedingungen der Größe

---

[1]) Im März 1845 war Jacob Burckhardt durch den Basler Kleinen Rat zum außerordentlichen Professor ohne Gehalt ernannt worden.

eines Staates nachzugehen. Für Preußen wünsche ich sehnlichst und mit heißestem Verlangen eine Konstitution, damit der Staat nicht leide unter der Wucht von Unzufriedenheiten aller Art, die einstweilen noch unter einem Hute beisammen sind. Es gibt Viele, die nur gegen allzu große Prärogative des Königtums zu kämpfen meinen und die doch zugleich den Staat schwächen durch die dumpfe Kraft des Widerstandes. Erst wenn eine Konstitution da ist, so werden sich die Parteien scheiden und der Radikale, der Kommunist, der Ultramontane, der Konstitutionelle, der mit Gott und Welt Zerfallene usw. werden nicht mehr an einem und demselben Seile der Unzufriedenheit ziehen. Nimm mirs nicht übel, Ete, aber bis sich die Parteien getrennt und durch den Gegensatz untereinander die Elastizität des Staatswesens hergestellt haben, seid Ihr politische Kinder. Werde nicht böse, sondern greif in Deinen sündigen Busen und sage ob ich Unrecht habe.

12. Juni.

Ete, in höchster Pressur setze ich hier noch zwei Worte bei. Weißt Du was es heißt: einem auf die Seele warten? Ich, dessen ganze Zeit von lauter einzelnen, zum Teil an die Minute gebundenen Geschäften zerstückelt ist, ich weiß es.

Grüß Deine Braut herzlich von mir. Ach Gott, Ihr glücklichen Leute, die in einem Lande wohnen, wo nicht jeder Lump Volksversammlungen einbe-

rufen und Freischaren herumführen darf! Wie gerne möchte man sich einem Kampfe anschließen, wo das klare bündige Recht einen nötigte, wo es sich um große nationale Interessen handelte. Aber wir sind ein Sammelsurium von Fragmenten dreier Nationen; alles ist einander aufsätzig a priori, was soll einen da begeistern? Es ist scheußlich.

Ete, den Brief von Stift schick oder bring ich Dir im Sommer.

Leb wohl, liebster Junge, Dich küßt in Treuen

Dein Schw.

Herrn Dr. med. Schauenburg, Bonn.

Basel, 15. Juni 1845.

Ja doch, Ihr Racker, ich will vier Tage zugeben, und wenn's sein muß fünf, um wenigstens einen oder zwei Tage in Herford zu sein, was von Köln aus hoffentlich in höchstens 36 Stunden erreichbar sein wird. Seht aber doch, wie schwach Ihr noch in den Anfangsgründen der Ueberredungskunst seid! Keiner von beiden hat mir auch nur ein Wort über die Kommunikation zwischen Köln und Herford gemeldet, was doch ein Reisender, dessen Stunden gezählt sind, partout wissen müßte! Wäre Ete nicht zu dieser Zeit noch in der Kur, ich beschiede Euch wie Ihr seid nach Soest oder sonst einem Nest mit alten byzantinischen Kirchen (v. d. Art. Sockel), so etwa Münster etc. Aber Ete ist um diese Zeit nicht reisbar. Nun will ich aber peremp-

torisch wissen, ob Ihr um die Zeit des 26. Juli beide wirklich in Herford sein werdet? (Bei Dir natürlich die geburtshülflichen Hindernisse vorbehalten.) Mein Vizeredaktor hat mir nun im ganzen 18 Tage zediert, wovon vier oder fünf auf diese Reise zu Euch kommen. Für einen Menschen, der sich sonst um jede freie halbe Stunde einen halben Tag über plagen muß wie ich, ist das keine Kleinigkeit mehr — ja ehmals! als man Monate so herumstromerte und mit der Zeit umging, als wäre sie gar nicht da! das war die „schöne alte Zeit“.

Melde mir nun: ob von der Köln - Mindener Bahn schon ein Stück, und wie viel, befahren ist, und dergl. mehr, damit ich wenigstens weiß, wie lange meines Bleibens bei Euch ist. Ich kann Euch übrigens nicht verhehlen, ich hätt Euch lieber, wenn's mit Ete's Kur irgend vereinbar wäre, an einem andren Orte um mich als in Herford. Ich habe nun noch ganz neulich bei meinem Rendezvous mit Focke in Colmar wieder die Erfahrung gemacht, wie viel ungestörter man an einem dritten, fremden Orte herumstrolchen und sich katzbalgen kann. Liebster Hermann! Das Nest Schuldesche oder Schildercher (ich kann's nicht recht lesen) bei Bielefeld[1]) wäre mir grade recht; sollte der Ete in den letzten Tagen des Juli nicht ganz zweckmäßig eine Nachkur daselbst machen können, um sich wieder zu entsalzen? Irgend einen Nachmittag führe man dann nach Herford,

[1]) Gemeint ist Schildesche.

um mich vorzustellen; dann wiederum nach besagtem zweifelhaft orthographischen Nest, mit den hohen alten Bäumen! Aber bis dahin bist Du noch nicht da angesiedelt. In diesem Falle ist mir jeder Gasthof in Bielefeld recht. Glaub mir, ein oder zwei Tage ist eine zu jammervoll kurze Zeit in Herford, während wir sie in Bielefeld oder wo es wäre wenigstens ganz für uns hätten. Ich weiß es wohl zu schätzen, daß Eure Eltern mich einladen und möchte Eure Familie so gerne sehen, quae tales progenuit — aber tut mirs zu liebe und besinnt euch, ob nicht ein anderes Nest in der Nähe sich besser eignet. — Wie gesagt, der Ort mit den hohen alten Bäumen wäre ein gefunden Fressen. — Meine Heimkehr erfolgt dann mit höchster Eile, von Köln aus bis hieher binnen 48 Stunden.

(Melodie: Es blinken drei freundliche Sterne.)

Mein Hermann, wüßtest Du, wie ich hier so gänzlich eingedorrt bin! Die ersten acht Monate, die ich hier zubrachte, waren wenigstens einigermaßen eine Mußezeit, wobei noch etwas Poesie gedeihen konnte, denn ich arbeitete frei, was mir gefiel und begann erst im Mai 1844 zu lesen, und zwar ein leichtes Kollegium. Seit Juni 1844 aber habe ich die Zeitung und daneben diesen Winter und Sommer über mühsame Kollegien und seitdem bin ich kaum zu mir selbst gekommen. Die letzten Osterferien, wo ich einigermaßen hätte verschnaufen können, gingen über dem verfluchten Freischarenlärm

drauf. Ich nenne die vorhabende Reise deshalb meine Menschwerdungsreise, denn gegenwärtig bin ich Tier, welches Zeitung schreibt und Kollegia liest. Ich schäme mich, diesen demgemäß beschaffenen Wisch an Dich abzuschicken, aber obschon es Sonntag Abend ist und ich wohl noch eine Stunde hätte, um Dir auf Deinen vielgeliebten Brief noch etwas Solides zu antworten, so bin ich doch durch die Hitze und sonstige Abspannung so zuwege genommen, daß ich nichts mehr zustande bringe. Ach Gott, hätt ich doch nur ein Gegenstück zu Deinem scharmanten Schlußeinfall von der Menschenversteinerung! Sieh, so was Kapitales fällt mir schon gar nicht mehr ein. Aber wart nur, wenn ich in dem Ort mit der zweifelhaften Orthographie und mit den hohen alten Bäumen bin!

Grüß Julius Baedeker von Herzen! Dito Wolters.[1]) Ich hoffe sie beide zu sehen, erstern etwa in Köln. Wenn ich einmal in der Nähe bin, so werde ich ihm ein Stelldichein geben. Wenn ich von Basel bis nach Köln komme, so kann er wohl von Essen her nach Köln. Mit Stift werden wir sehen wie wirs einrichten. Ete soll mir melden, ob Stift um diese Zeit, 20.—25. Juli Ferien hat oder nicht? denn mir wird Stift wohl auch nicht selber antworten.

---

[1]) Theologe, Freund Willibald Beyschlags und Mitarbeiter des Maikäferbundes.

Nun Addio. Schick diesen Brief auch an Ete, er gilt ihm auch. Nun lebtwohl Ihr meine Dioskuren und Leitsterne! — Liebste Herzjungen! Die nächsten vier Wochen über denke ich nur an Euch und halte Euch im Geiste umfaßt mit beiden Armen! — dann iter ad Westfaliam! Und das schöne Gras, in dem wir liegen werden! — Addio!

Eminus.

Herrn Dr. E. Schauenburg,
Oberlehrer aus Siegen,
derzeit in
Herford.

Köln, 16. Juli 1845.

Liebster Ete!

Ich bin schon hier, gehe noch rasch nach Belgien für vier Tage, dann für drei Tage nach Bonn, und kann somit den 24. oder 25. in Herford sein, doch nur für anderthalb Tage.

In Eil

Schw.

Eure Briefe erhielt ich noch.

Herrn Dr. Eduard Schauenburg
Siegen.

Bonn, 21. Juli 1845.

Liebster Ete!

Ich komme so ermüdet aus Belgien zurück, daß ich die zwei Nächte und einen Tag von Köln nach

Herford nicht ohne größte Ermüdung durchfahren könnte und dann zu nichts taugen würde. Bitte Dich also flehentlich, komm nach Limburg a. d. Lenne[1]), wo ich den 25. (Freitag) Morgen im besten Gasthof eintreffen werde. Den Stift besuch ich in Duisburg besonders. An Hermann schreib ich gleichlautend.

Kuß und Gruß

Schw.

Sags auch dem Hermann.

Herrn Dr. med. Herm. Schauenburg
Wohlgeboren
in Herford.

Limburg a. d. Lenne
Freitag Abend (26. 7. 1845.)

Liebste Jungens!

Ich bin soeben mit Julius hier und habe Euern Brief erhalten. — Ich kann nicht kommen, die Zeit würde bei weitem nicht reichen, auch wenn ich nur einen Tag bei Euch bliebe.

Warum, lieber Hermann, bliebst Du auf mein flehentliches Bitten nicht acht Tage länger in Bonn? Vier Tage nachdem Du fort warst, kam ich an. — Der Ete hat seine Braut, der kann mich eher ungesehen lassen, obwohl ich glaube, daß auch er mich gern wieder sähe. — Jetzt ist es vorüber, — teils durch Eure, teils durch meine Schuld und es

[1]) Das heutige Hohenlimburg.

wird etwas dazu gehören, bis ich der Betrübnis hierüber enthoben sein werde, denn wir sind um eine schöne Stunde ärmer. In Gotts Namen, wir wollen es uns nicht nachtragen!

Addio! bald ein mehreres. In der jetzigen Stimmung schreibt es sich gar schlecht.

In treuer Sehnsucht

Euer Schw.

PS. Den Stift hab ich besucht.

Basel, 24. Januar 1846.

Herzliebster Ete! es ist heut Sonnabend, da habe ich nicht zu lesen; soeben schlägt es acht Uhr; ich habe Deine vielliebe Epistel gelesen und geküßt und sollte nun von Gottes und Rechtswegen an etzliche alte Schmöker. Aber nein! Du sollst gleich Antwort haben; ich ließ Dich schändlich genug seit Sommer v. J. ohne Brief.

Armer, lieber Junge! ich bin bei Dir und ruhe in Deinem Arm. O warum bin ich nicht zu Euch gekommen, als ich so nahe bei Euch war! — Es hat sich gestraft an mir.

Du hast doch eine viel geplagtere Stellung als ich sie mit samt meiner Zeitung hatte; auch wenn die Arbeitsmasse auf meiner Seite größer war. (Letzten Sommer täglich fünf bis sechs Stunden Zeitungsarbeit und eine Stunde Vorlesung nebst Präparation und zahlreichen Nebengeschäften; es war genug!) Ich glaube aber, Du hattest viel mehr Plage und Widerwärtigkeiten, abgesehen von den

brennenden Fäusten, armer Junge! Melde mir bald, ob sich die Sache mit Essen entschieden hat.

Was die frommen Leute betrifft, so habe ich auch schon allerlei Erfahrungen gemacht. Eine der ergötzlichsten muß ich Dir erzählen. Es lebt hier ein reicher, angesehener, sehr kluger Mann, den ich nur den Ratsherrn nennen will. Er für seine Person ist gerade kein heftiger Pietist, aber er ist eine von den Zangen, womit unsere mächtige Pietistenclique gerne die Kastanien aus dem Feuer holt. Ich stand zu ihm in einer Art von Pietätsverhältnis, indem er die leitenden Artikel für unsere Zeitung schrieb und mich dabei mit einem trefflich durchgeführten staatsrechtlichen System (gegenüber dem radikalen System der Willkür) so ziemlich für sich einnahm. Daß der „Mensch“ an ihm hie und da mehr Schlangenklugheit blicken ließ als sonst im Umgang gewünscht wird, störte mich nicht; ich habe einmal die Gewohnheit mein Vertrauen nicht auf den ersten Schreckschuß zurückzuziehen. Nun hielt ich vorigen Winter öffentliche Vorlesungen über Geschichte der Malerei vor mehr als 100 unterschriebenen Zuhörern, was für unsere hiesigen Verhältnisse ein ganz hübscher Sukzeß ist. Diesen Winter wollte ich den zweiten Teil derselben (die außeritalische Kunst etc.) lesen. Andere hatten früher vier, ja sechs Winter hintereinander gelesen, Gelzer drei Winter; ich wollte nur noch einen zweiten, was man mir in Betracht des Erfolges vom vorigen Jahre recht

wohl gestatten konnte. Allein ich hatte Anstoß gegeben bei unsern Frommen, die einmal einen langen Arm haben; — Anstoß, nicht etwa durch unschickliche, frivole Aeußerungen im vorigen Kurse — nein, durch die bloße Abwesenheit alles und jeglichen theologischen, erbaulichen Inhalts, womit Hagenbach (nach seiner angebornen ehrlichen Art) und Gelzer (aus Frommscheißerei) ihre Vorträge zu durchwürzen pflegten. Besserung war bei mir nicht vorauszusehen, man mußte mich verhindern, überhaupt zu lesen. Nun kann aber hier jeder lesen, der einen Saal mieten mag, und mir den wahren Grund gegen mein neues Auftreten mitzuteilen, war nicht ratsam; ich hätte den Herren ins Gesicht gelacht. Einen Konkurrenten, der mir Saal und Stunde in Beschlag genommen hätte, konnte man nicht auftreiben; man stellte es schlauer an. Der Ratsherr machte mich aufmerksam auf einen hiesigen Gelehrten ersten Ranges, eine der größten Notabilitäten seines Faches; derselbe sei ökonomisch etwas bedrängt, man müsse ihm daher womöglich die Gelegenheit zu lukrativen Vorlesungen geben und ihm dabei nicht Konkurrenz machen; ich selber, als Freund jenes Gelehrten, möchte wohl am geeignetsten sein, die Sache einzufädeln. Bei den unendlichen Verpflichtungen, die ich gegen den bedrängt sein sollenden Gelehrten habe, steckte ich sogleich mein Projekt ein und ging zu ihm, um ihn zur Abhaltung von Vorlesungen für gemuschenes Publikum zu be-

wegen. Er erriet sogleich, von wem ich abgesandt sei und zeigte mir bedeutende und gewinnbringende Arbeiten, die ihm jene Vorlesungen sowohl unmöglich als völlig entbehrlich machten. Damit kam ich zurück und wollte noch immer nicht merken, was man eigentlich im Schilde führte. Inzwischen hatte man auch bei Hagenbach vergebens angeklopft; er wollte durchaus nicht lesen. Jetzt mußte man die letzten Minen springen lassen. Der Ratsherr nahm mich auf die Seite und suchte mir begreiflich zu machen, es sei von mir naseweis, unbescheiden, indelikat, zwei Winter hintereinander lesen zu wollen. Um allerlei Verhältnisse zu schonen, war ich auch wirklich auf dem Punkte nachzugeben, so verflucht mich die Sache wurmte. Endlich äußerte ich gegen einen alten, guten, dicken Ordinarius philos., ob nicht etwa die Pietisten dahinter steckten? — „Na, merken Sie's endlich!" war die Antwort. Jetzt brannte ich auf, mietete den Saal und legte Listen auf, die sich bald mit 90 Namen bedeckten. Wir sind noch nicht zu Ende. Es existiert hier eine akademische Gesellschaft, welche durch freiwillige Beiträge die Universität zu heben und gemeinnützig zu machen bestimmt ist. Dieselbe hatte nun seit Jahren die vor gemuschenem Publico Auftretenden zu bewegen gewußt, den Preis ihrer Vorlesungen von zwei französischen Talern auf einen Krontaler herabzusetzen, und dafür eine Entschädigung von 300 Franken anzunehmen. Der Rats-

herr aber ist Präsident dieser Gesellschaft; er kartete die Sache ohne deren Wissen so, daß es meine Ehre erforderte, von den 300 Franken zu abstrahieren. — Hernach, als die Sache doch ging, unterzeichnete er selber, damit man nichts merke. Das sind unsere hiesigen Tartuffes. Ich lese nun natürlich erst recht unerbaulich und mache die weltlichsten Witze, die ich irgend auftreiben kann. Mir hat diese kleine Intrigue unendlichen Spaß gemacht; möge sie Dich nicht gelangweilt haben.

Abends.

Ete, in der letzten Märzwoche geht's nach Italien, jedenfalls für ein halbes Jahr, vielleicht für ein ganzes. Vielleicht stürzt inzwischen die gute alte alma mater Basiliensis übern Haufen; sie hängt schon lange an einem Faden. Dann gehe ich jedenfalls nach Göttingen und oxe im Stillen, mit obligaten Ausflügen nach Schildesche, Essen, Bonn etc. Um Dir die Wahrheit zu gestehen, ich gehe zwar gern nach Rom, könnte ich aber wie ich wollte, ich ginge gleich nach Westfalen. Steht die Universität noch, wenn ich wiederkomme, so weiß ich nicht — die Umstände können mich nötigen, in Basel zu bleiben; man will mir eine kleine Stelle (à 250 Reichstaler!) zurechtmachen und dann könnte ich der Familie zu Gefallen kaum umhin, zu bleiben.

Vorerst lockt mich Italien gewaltig an; aber ich werde einsam sein und vielleicht mürrisch vor

mich hinstolpern. Eins steht fest: in vierzehn Tagen will ich von hier bis Rom. Item steht fest: ich will die Wundergegend von Genua nach Livorno diesmal nicht wieder über Nacht auf dem Dampfboot verschlafen, sondern zu Fuß über Sestri und Spezia gehen, auf die Gefahr hin, den Spitzbuben in die Krallen zu geraten. Noch einmal Jugendtage! Mit Mütze, Waidtasche, Stock und — Mantel, ohne den man in Italien nicht reisen darf. Meinen noch immer schönen Grauen schick ich im Koffer voraus, der den ich mitnehme übern Arm, ist ein bescheidener grauer Schläfer. O Ete, es ist dort übermenschlich schön! links hohe Apenninenfelsen, rechts tiefe Abstürze und das Meer; steil kleben an der Felswand die malerischen Nester, ein gesundes Fressen für mein Skizzenbuch. Dazwischen auf der Straße wandelt dann Dein Schwyzer wehmütig dahin und denkt bei der phantastischen Landschaft an die Fernen und an das verschwundene Paradies. Dann Lucca und Pisa in rascher Uebersicht und dann ist noch Zeit genug für das Dampfboot von Livorno nach Civitavecchia und Rom. Der teuern Charwoche in Rom weiche ich aus; für Zeremonien habe ich den Sinn so ziemlich eingebüßt. Dafür soll Euer Angedenken in bestem Montefiascone getrunken werden. In verstohlenen Augenblicken (denn ich habe trotz der Abdikation von der Zeitung — seit Neujahr — heillos zu tun) lese ich Dante und andere Heiden. Einen kleinen Virgil und Tacitus

nehme ich mit. Was in Italien aus mir wird — das weiß Gott.

Wenn dann das ersparte Geld samt meinen kleinen Jahresrenten — zusammen etwas über 600 Reichstaler — und noch ein Stück von meinem Vermögen dazu verklopft ist, dann stehe ich etwa wieder auf dem Punkt wie 1843, als ich in traurigen Spätherbsttagen dieses öde Basel wieder betrat. Mir ahnt, ich werde noch einmal Redaktor werden und Geld verdienen wer weiß wo, und das Geld wieder verreisen et sic in infinitum, bis ich ein lebensmüder alter Tor bin. Einstweilen bin ich Extraordinarius ohne Gehalt, dessen Illusionen großenteils zum Teufel sind, der aber anfängt, Mut und Selbständigkeit dafür einzutauschen. Ete, ich hoffe, man wird keinen von uns runterkriegen. Glaube, ich bin in diesem Augenblick (Sonntag abends, es schlägt sieben Uhr) bei Dir und hänge meine Arme um Deinen Hals und wir tauschen Mut und Trost aus. Sei mir gegrüßt!

Montags, 26. Januar.

Guten Morgen, Ete. — Also der Teufelsstift ist nach London gesegelt. Ach, er treibt es dort auch nicht lange. Zu allernächst wird sich in ihm ein ohngeheurer Spleen auftun, daraufhin Brouillage mit dem Herrn vom Hause — und dann ein Sprung aufs Theater oder sonst wohin. Der arme Junge ist einmal von zu weichem Stoffe gebildet für diese Welt; er kann ihr wohl hie und

da eine reizbare Elastizität, aber keinen hartknochigen Widerstand entgegensetzen. O liebster Ete, wir können ihn wohl nicht mehr in die Mitte nehmen; ich fürchte, das Schicksal nimmt ihn in die Mitte und zerdrückt diese zarte und schöne Natur. Stiftens Lebenshöhe war, wie bei mir, die Universitätszeit, dieser herrliche Isolierschemel, dem die Gemeinheit des Lebens noch so wenig anhaben kann; — hernach wurde Stift welk, überreizt und matt, ich aber verschlossen und ironisch, was ich wohl mein Leben lang bleibe. Seit ich von Euch weg bin, habe ich mit keinem Menschen ein Verhältnis gehabt, das auch nur auf 100 Meilen einem Schatten des unsrigen nahe käme, und deswegen habe und behalte ich Euch in so verteufelt frischem Angedenken.

Und nun bist Du starke Seele auch noch unglücklich! Glaube nicht, daß ich nicht alles, was Du mir berichtest, schmerzlich mitfühle; daß ich nicht ins Einzelne dabei eingehe, hat seine guten Gründe. Weißt Du, was gegenwärtig mein Ideal wäre? Bei mäßigem, ja sogar kümmerlichem, aber sicherm Auskommen eine Stelle an einer Bibliothek oder einem Archiv mit täglicher und regelmäßiger Arbeit, und möglichst geringer Berührung mit der großen Masse, sei es nun in Gestalt einer Schule, einer journalistischen Tätigkeit oder sonstwie. Die Berührung mit Vielen, wie sie schon unsere republikanische Lebensweise oft genug mit sich bringt, turbiert und leert aus; der

Mensch hat keinen Gewinn davon, als von Seiten des Ehrgeizes, und Ehrgeiz ist bei mir nicht in Bänken. Immer lauter klingt mirs in den Ohren: ich sei nicht für die Wirksamkeit ins Weite und Große geschaffen und bene vixit qui bene latuit. Das ist es auch, was mich auf die Länge aus der Schweiz vertreiben muß, dieser heillose Lärm, diese Oeffentlichkeit am unrechten Orte, dieses verruchte Parteiwesen, welches den Menschen wider Willen in seine Kreise reißt, um seine Kräfte und seinen guten Mut aufzureiben und dann die ausgepreßte Zitrone in den Winkel zu werfen. Allerdings bin ich keiner von denen, mit welchen der welthistorische Fortschritt seine großen und kühnen Sprünge vollführt, aber wie viele gibt es deren überhaupt? Und wie unzählig sind die, welche sich es bloß einbilden? — Tadelt mich in Gottes Namen als einen schlechten Bürger, aber ich habe aller politischen Wirksamkeit auf ewig entsagt. Ich kann mich auch mit Anstand zurückziehen; ich habe nie einen speziellen, persönlichen Verdruß gehabt; das ganze Zeug ist mir zuwider. — Wie es jetzt in Preußen geht, sehe ich nicht ohne geheimes Grauen. Von oben lauter unrichtige Mittel, die der Opposition in die Hände arbeiten! und von unten heraufdrängend einige wenige reine Geister und daneben Millionen von unsaubern! Siehe einmal um Dich, liebster Ete, und erkenne die Advokateneitelkeit, die Rabulisterei, den Ultramontanismus, die kommuni-

„Dann löst sich wohl dein Leid in wunderbare zen, die sich zusammen im Stillen oder schon halblaut gegen die Regierung rüsten! — Gewinne es über Dich, und tilge in Dir den letzten Funken von unnötiger Opposition; beschränke Dich rein, ja ängstlich auf den wirklichen Beschwerdepunkt. Denn furchtbar wird das Erwachen der ehrlichen Leute sein, welche in Erwägung einzelner wirklicher und großer Uebelstände mit der Opposition in halb unbewußte Sympathie gerieten und dann plötzlich inne werden, wer ihre Komplizität in Anspruch nimmt. Das einzige Heilmittel, eine Konstitution, die noch anno 42 Wunder getan hätte, will man nicht; eine Explosion der unsaubern Geister wird und muß erfolgen. Denke an das Jahr 1792, und an den Sturz der Girondins im Jahre 1793; es ist die lehrreichste Geschichte.

Der arme Wurmb ist also vergraben in Gummersbach. Wir leben doch in einer unglücklichen Zeit, und die Erfinder des Weltschmerzes hatten doch halb recht. Unsere Bildung setzt uns Ansprüche in den Kopf, die das Leben nie gewähren kann. So liegt doch z. B. eine Art von Unglück darin, als Pfarrer auf einem Dorfe oder sonst in abgeschiedener Stellung dem wissenschaftlichen Umgang ferne zu stehen; oder etwa die höchste Bildung zu besitzen und kein Vermögen dazu, und dergleichen. Starke Menschen überwinden's und machen dann ihre Umgebung nach ihrem Wohlgefallen, aber es kann's nicht jeder.

Ete, laß mich sogleich wissen, wenn sich die Sache mit Essen entscheidet. Das Nest hat mir gar zu sehr eingeleuchtet. Wenn die Göttinger Bibliothek dort wäre, ich wüßte schon wo ich hinzöge.

An Julius und besonders an Hermann, dem ich mirabile dictu! wieder einen Brief schuldig bin, nächstens!

Nun Addio, Herzjunge! gehab Dich wohl!

Dich küßt in alter Treue

Dein B.

Herrn Dr. med. H. Schauenburg, praktischem Arzt
in Schildesche
(Via Herford, Prov. Westfalen).

Basel, 28. Februar 1846.

Herzjunge!

In vierthalb Wochen geh ich nach Rom, habe Dir seit ebenso viel Monaten nicht geantwortet, möchte gern noch ein gut Wort von Dir mit auf die Reise, darum ist es die höchste Zeit, ich schreibe Dir jetzt.

Ihr Wetterkerle wettet Euch immer tiefer in diese heillose Zeit hinein — ich dagegen bin ganz im Stillen, aber komplett mit ihr überworfen und entweiche ihr deshalb in den schönen faulen Süden, der der Geschichte abgestorben ist und als stilles, wunderbares Grabmonument mich Modernitätsmüden mit seinem altertümlichen Schauer er-

frischen soll. Ja, ich will ihnen allen entweichen, den Radikalen, Kommunisten, Industriellen, Hochgebildeten, Anspruchsvollen, Reflektierenden, Abstrakten, Absoluten, Philosophen, Sophisten, Staatsfanatikern, Idealisten, aner und iten aller Art — bloß die Jesuiten werden mir wieder jenseits begegnen und von den uten bloß die Absoluten; Fremdlinge pflegen ihnen jedoch auszuweichen. Jenseits der Berge muß ich mit Leben und Poesie neue Beziehungen knüpfen, wenn aus mir fürderhin etwas werden soll; denn mit dem jetzigen Zustand aller Dinge bin ich innerlich brouilliert — ganz im Stillen, ohne irgend einen besonderen Verdruß, ganz allmählich hat der Tropfen den Stein ausgehöhlt, bis ich endlich inne wurde: es tut's nicht mehr. Ich bleibe wahrscheinlich ein Jahr im Süden, Du sollst Nachrichten von mir haben und was für! Vielleicht schickt mir unser Hergott ein barmherziges Fieberchen, das dem unruhigen Kopf ein Ende macht — gut, ich habe auch nichts dagegen, vogue la galère! auch wenn es Charons Nachen ist. Das dunkle Schicksal meint es oft gut mit uns: „Duc me, parens, celsique dominator poli!"

Ich bin noch selten in so wundersamer Stimmung gewesen wie eben jetzt — es ist wiederum jener Traum von dem alten Schlosse, von wo aus man in die prächtige Abendlandschaft hinaussieht, eine geheimnisvolle Zukunft winkt — ach wär' es doch ein früher, lustiger Tod recht mitten aus dem

Leben heraus und nicht das alltägliche sentimentale Verenden im Kreise von Kindern und Kindeskindern! Ich ahne so halb und halb, daß mein Geist in Italien wieder die rechte stählerne Spannkraft erhalten und etwas Rechtes produzieren wird — warum es Dir nicht sagen? Der Poet wird jetzt erst aufwachen.

Ach lieber Junge, Freiheit und Staat haben an mir nicht viel verloren. Mit Menschen wie ich einer bin, baut man überhaupt keinen Staat; dafür will ich, so lange ich lebe, gegen meine Umgebung gut und teilnehmend sein; ich will ein guter Privatmensch, ein liebreicher Kumpan, eine vortreffliche Seele sein, dafür habe ich ein Talent und das will ich ausbilden. Mit der Gesellschaft im Großen kann ich nichts mehr anfangen; ich verhalte mich gegen sie unwillkürlich ironisch; das Detail ist meine Sache. Bildung und Routine besitze ich nun genug, um mich im Notfall auch der höheren Politik gegenüber durchzubringen, nur mitmachen will ich nicht mehr, wenigstens in unserer hierländischen Konfusion nicht. Du kannst nun böse sein so lange Du willst, ich will Dich schon wieder einfangen und zu mir an mein Herz ziehen, glaub nur!

5. März.

Teufel, wie ist der Brief lange liegen geblieben! Mir schwirrte seitdem beständig der Kopf von noch zu vollendenden Arbeiten, Kollegien usw.; ich bin nicht mehr mein eigener Herr — morgen zwei Stunden lesen, fünfzehn Artikel für das Konversa-

tionslexikon arbeiten und heute Hals über Kopf präparieren u. a. Dreck! — Ich muß schnell schließen nur damit der Brief nicht noch einen Tag liegen bleibe.

Lieber Sohn, ich glaube in Euern Augen einen stillen Vorwurf zu lesen, weil ich so leichtfertig der südländischen Schwelgerei, als da sind Kunst und Altertum, nachgehe, während die Welt in Geburtswehen liegt, während es in Polen an allen Enden kracht und die Vorboten des sozialen jüngsten Tages vor der Tür sind. In Gotts Namen! Aendern kann ichs doch nicht und, ehe die allgemeine Barbarei (denn anderes sehe ich zunächst nicht vor) hereinbricht, will ich noch ein rechtes Auge voll aristokratischer Bildungsschwelgerei zu mir nehmen, um dereinst, wenn die soziale Revolution sich einen Augenblick ausgetobt hat, bei der unvermeidlichen Restauration tätig sein zu können — „so der Herr will und wir leben" versteht sich. Ihr werdet sehen, welche sauberen Geister in den nächsten zwanzig Jahren aus dem Boden steigen werden! Was jetzt vor dem Vorhang herumhüpft, die kommunistischen Dichter und Maler und dergl., sind bloß die Bajazzi, welche das Publikum vorläufig disponieren. Ihr alle wißt noch nicht, was Volk ist, und wie leicht das Volk in barbarischen Pöbel umschlägt. Ihr wißt nicht, welche Tyrannei über den Geist ausgeübt werden wird, unter dem Vorwand, daß die Bildung eine geheime Verbündete des Kapitals sei, das man zernichten müsse. Ganz

närrisch kommen mir diejenigen vor, welche verhoffen durch ihre Philosopheme die Bewegung leiten und im rechten Gleise erhalten zu können. Sie sind die feuillants[1]) der bevorstehenden Bewegung; letztere aber wird sich so gut wie die französische Revolution in Gestalt eines Naturereignisses entwickeln und alles an sich ziehen, was die menschliche Natur Höllisches in sich hat. Ich möchte diese Zeiten nicht mehr erleben, wenn ich nicht dazu verpflichtet wäre; denn ich will retten helfen, so viel meines schwachen Ortes ist. Für Dich ist mir gar nicht bange; ich weiß zu gut, auf welche Seite Dich die Ereignisse stellen werden. Untergehen können wir alle; ich aber will mir wenigstens das Interesse aussuchen, für welches ich untergehen soll, nämlich die Bildung Alteuropas. Mir ist, als würden wir uns, wenn die Tage kommen, in einer und derselbigen heiligen Schar wieder antreffen. Schüttle die Illusionen von Dir, mein Hermann! Gewiß wird aus den Stürmen ein neues Dasein auf ganz neuen, d. h. aus Altem und Neuem gemischten Grundlagen hervorgehen; dort wird Dein Platz sein, nicht im Vordergrunde des wüsten Treibens. Neugestalten helfen, wenn die Krisis vorüber ist, das ist wohl unser beider Bestimmung.

Von Rom aus schreib ich Dir wieder. Ich reise den 23. d. von hier ab; o gib mir vorher noch ein Zeichen alter Liebe!

---

[1]) Die Gemäßigten, Konstitutionellen in der französischen Revolution (1792).

Und nun laß meinen guten Genius walten. Ich weiß wohl, in aller Herrlichkeit Italiens wird mich stündlich das Heimweh nach Dir begleiten. Leb wohl.

Dein Eminus.

Italienfahrt 1846.

Die nachstehend abgedruckten Strophen hat Jacob Burckhardt mit Bezug auf Ackermanns letztes Gedicht im Sommer 1846 in Neapel geschrieben.

Ernst Wilhelm Ackermann, geboren in Königsberg in Preußen, starb 1846 in Neapel, fünfundzwanzigjährig. Seine Asche ruht an der Kirchhofmauer von Santa Maria della Fede; eine in die Mauer eingesenkte Marmorplatte nennt seinen Namen, und eine von treuster Freundeshand gepflanzte Linde beschattet sein Grab. E. Raupach und W. Ackermann, Vater des Verewigten, gaben 1848 den poetischen Nachlaß des jungen Dichters und Denkers heraus. Die nachstehenden Strophen wurden von einem gemeinschaftlichen Freunde aus Neapel an den Herausgeber des Düsseldorfer Künstler-Albums (Hermann Schauenburg) gerichtet.

Folgende Aeußerungen über Ackermann entnehmen wir einem Briefe Jacob Burckhardts an Kinkel (vom 15. August 1846):[1])

„Und Ackermann starb vier Tage vor meiner Ankunft. So ist denn dieser Komet, der so unendlich fremdartig und interessant durch unsere Kreise zog, vor unsern Augen verglüht. Er war von Hause aus eine egoistische Natur, die alles nur auf sich selbst bezog und ganz ungeheuer viel Lebensstoff konsumierte oder, wenn sie satt war, mutwillig verwüstete. Aber dabei welch ein Mensch! Ihr habt ihn nicht recht gekannt, ich glaube Torstrick und ich wissen am besten, oder

[1]) Briefe Jacob Burckhardts an Gottfried und Johanna Kinkel. Benno Schwabe & Co., Basel, 1921, S. 127 u. f.

ahnten es, daß er wahrhaft göttlichen Geschlechtes war. Sage mir, woher es kommt, daß ich, ohne weitere Zuneigung zu ihm, doch gleich in ihm dasjenige witterte, dem ich mich dienend und aufopfernd hätte unterwerfen können? Ich kann gar nicht sagen, daß ich ihn eigentlich lieb gehabt hätte, dafür war er mir von Anfang an zu gewaltig, zu sehr außer aller Linie. Zudem, was hätte er mit meiner Freundschaft anfangen können? Er überschaute noch ganz andere Leute als mich, denn das ist das Unglück des Genius: es vereinsamt den, welchem er allzu mächtig innewohnt. — Und diese Natur mußte zugleich so ungleich angelegt sein, daß ihr die Krone alles Daseins, das ruhige Gestalten fehlte! — und zwar im Leben wie im Dichten. Er hat sich gegen das Ende hin furchtbar gesteigert und ging einher zwischen raffinierter Genußsucht und noch raffinierterer Selbstpeinigung, sodaß er brechen mußte. Daß seine Liederlichkeit sein Leben verkürzt habe, glaube ich nicht . . . "

Als Johanna Kinkel in späterer Zeit den jährlichen Stiftungstag des ehemaligen Maikäferbundes schilderte, charakterisierte sie Ackermann mit Worten, die von Burckhardts Brief und Gedicht offenbar beeinflußt sind: „Wie ein Meteor schritt in düsterer Glut W. Ernst Ackermann mit seinem lavasprühenden Geist durch unsre Reihen. Zu schrankenlos, um ein Gebild reiner Schönheit zu schaffen, zu krankhaft empfindlich, um das Ungeheure zu erreichen, nach dem sein Wesen hindrängte, tobte er gleichsam dem geistigen Selbstmord entgegen. Bei dem letzten Stiftungsfeste, das wir feierten (1847) stand schon auf der Städte, wo er vor einem Jahr noch in wildester Jugendentzückung geschwärmt, ein unberührter Pokal, seinen Manen geweiht."

A. Wolters, ein „Maikäfer" - Freund Burckhardts schreibt über Ackermann (abgedruckt bei W. Beyschlag: Aus meinem Leben S. 230):

„Mit dämonischer Kraft wirkte er auf jeden, der in seine Nähe kam — mit derselben Gewalt hat er immerfort sich selbst gequält. In ihm war keine andere Leidenschaft als die des Gedankens; nur was er im Denken tun wollte, tat er im Leben . . . Nicht aus dunkler mächtiger Leidenschaft, nein, weil er dies und jenes auch tun wollte, um nichts von allem Tubaren nicht getan zu haben; um über alles, wie er sagte, den menschlich klaren Blick zu haben oder zu gewinnen, ließ er sich zu allem möglichen treiben.

Ackermann hatte nach Beendigung seiner Studienzeit zuerst als Begleiter eines halbverrückten Engländers Spanien, Sizilien, Italien durchzogen, dann in Rom eine Hauslehrerstelle bei einer russischen Fürstin übernommen, und war als solcher im April nach Neapel gekommen . . . aber bald hatte ihn ein Nervenfieber überfallen, von dem er, auch als es gehoben schien, nicht zu genesen vermochte."

„In seinem Tagebuch möchte er einmal, wie Prometheus wider die Götter, so gegen den Heiland kämpfen; aber es sei ja nicht mehr der Mühe wert, es sei ja so schon aus mit ihm. Dazu ein förmliches Pochen auf das Vernichtetwerden im Tode, ein Verhöhnen alles Glaubens an eine sittliche Weltordnung . . ."

Auf Ernst Ackermanns Tod.[1]

(Sommer 1846.)

An Adolf Torstrick.[2]

O, sieh Neapels Golf im goldnen Abendschimmer,
Sieh tausend Barken ziehn, der Segel weiß Geflimmer,

---

[1]) Das Gedicht findet sich abgedruckt im „Düsseldorfer Künstler-Album", 1858, redigiert von Hermann Schauenburg. Eine stellenweise davon abweichende Fassung zeigt eine von Eduard Schauenburg herrührende Abschrift. Wir haben Grund, diese Fassung für die ältere und echtere zu halten und legen sie daher unserm Text zugrunde.

[2]) Von Bremen, Hegelianer, einst Mitglied des Maikäferbundes.

Die Stadt am Strande meilenlang,
Die Inseln! Dann Sorrents goldblaue Felsenwände,
Von Villen reich durchblitzt das grüne Lustgelände
An Posilipos Felsenhang!
Und über allem sieh den Feuerkönig thronen,
Den hoh'n Vesuv; Dann sprich: Hier möcht ich
ewig wohnen
Und Ruhe finden im Gemüt! —
Und doch, ein Wandrer kam — wohl kennst Du
seinen Namen —
Er, der Unseligste von allen, die da kamen,
Ist still hier in sich selbst verglüht.

Denn wie hoch in die Luft der Aloë Fackeln
greifen,
So ließ sein Schicksal nur in ihm die Schmerzen
reifen,
Bis niedersank die schwere Frucht.
Nun stehen wir, die ihn gekannt zu haben wähnen,
An seiner Gruft und weih'n ihm unverstandne
Tränen —;
Wohl ihm! er hat den Tod gesucht!

Denn seine Wiege schon umstanden einst Dä-
monen,
Die sichre Beute zu betrachten ohne Schonen,
Und sangen leis ihr Schicksalslied:
„Gruß dir, du Geistersohn! Gruß dir, du Unsres-
gleichen

„Spät, aber sicher wird die Kunde dich erreichen
„Des, was dich von den Menschen schied!

„Hoch über dem Gewühl, doch einsam wirst du
stehen;
„Du wirst geliebt und kannst vor grimmer Selbst-
sucht Wehen
„Nicht wieder lieben, was dich liebt;
„Durchsichtig wie Kristall wirst du die Welt er-
blicken
„Als großes Nichts —; drum soll dich auch kein
Trunk erquicken,
„Den sie aus tausend Quellen gibt.

„Ja, wirf verzweifelnd dich zuletzt ins Meer der
Dinge!
„Es schäumt und zieht um dich leuchtend saphirne
Ringe,
„Allein es kühlt und letzt dich nicht!
„Im Geistesäther fleug die kühnsten Geistesflüge,
„Bald sinkst du müd herab, rufst: Lüge, Lüge,
Lüge!
„Und schmachtest, bis das Herz dir bricht!

„Wohl wird ein schöner Gott mitleidig dich um-
schweben,
„Er wird Sekunden dir voll reiner Wonne geben,
„Als wärst du sein geliebtes Kind;

„Dann löst sich wohl dein Leid in wunderbare
Klagen,
„In goldne Lieder auf —, bis wir darüber tragen
„Die alte Nacht, den Sturmeswind.

„Denn uns gehörst du an, wir müssen einst dich
morden,
„Dreimal Unselger du! Was bist du Mensch
geworden!?
„Ob dir weht unser Flügelschlag!" —
So sangen sie. Wohl hört der Knabe leis Geflüster,
Auf seiner Stirne blieb ein majestätisch Düster:
Sein Brandmal war's seit jenem Tag!

Und er erwuchs! Die Welt mit Hassen und mit
Lieben
Umfing ihn heiß, doch er, von seinem Stern getrieben,
Begriff die Welt und schalt sie Trug.
Was Herzen heiligt, hat er grübelnd durchempfunden,
Was Geist war, war ihm Ding, er hat es überwunden;
Und doch, des Siegs war nie genug.

Oft, wenn vom müden Aug rannen die heißen
Tropfen,
Leis an des Herzens Tür hört' er die Liebe
klopfen:

„Ich bringe Glück, o laß mich ein!"
Doch aus dem Dunkel sah er Hände warnend winken,
Und von den Wänden her die Geisteraugen blinken,
Und zaudernd, zagend rief er: „Nein!"

So schließt sich auf vor ihm des Lebens Höllentiefe;
Die Selbstsucht, ewig wach, ob auch die Träne triefe,
Baut hoch um ihn den Marmorwall;
Und durch sein Dichten selbst, dies prächt'ge Feuersprühen,
Und mitten durch Genuß und aller Sinne Glühen
Geht leis und scharf ihr Widerhall.

Du weißt es, wie er schied! Die letzten Marterstunden
Hast in der Ferne du, wie Keiner mitempfunden;
Drum laß uns schweigen insgesamt!
Laß hüllen dies Gebein in Königsmantelfalten;
Denn wie ob solchem Haupt das Schicksal möge walten,
Von Göttern war er doch entstammt.

Und du, azurnes Blau, sieh mild versöhnend nieder
Auf dieses Grab! Und ihr, ihr Sträucher, säuselt Lieder

Und duftet Balsam drüber hin!
O schütte aus, Natur, hier deiner Schönheit Fülle!
Wohl schlummert ruhiger die qualverzehrte Hülle,
Wenn Rosen blühn und Wölckchen ziehn!

Doch wenn einst im Vesuv sich die Zyklopen regen,
Und ob Neapel sprüht wildglühnder Aschenregen,
Und graue Nacht die Stadt umwebt,
Und wenn in wilder Flucht die Wagen strandwärts fliegen,
Und Scharen halbentseelt vor Gnadenbildern liegen,
Indeß der Boden brüllt und bebt:

Und Türme stürzen ein, es schüttert Straß' an Straße,
Laut donnernd stürmt herein vom Meer die Wogenmasse,
Es mischen sich zur Melodie
So Erd' als Meer, als wär's die letzte Nacht der Nächte, —
Dann wißt, Dämonen sind's, die unterirdschen Mächte,
Und ihrem Sohne rufen sie!

Epistel von Hermann Schauenburg.[1])

An J. B.

(1846).

Du schwärmst mit Stab und Muschelhut,
Mein Bruderherz, im Land der Wunder,
Beschaust mit keckem Künstlermut
Der Römervorzeit morsche Plunder;
Von der Zypresse freut es dich,
Daß ihre Zweige um die schlanken,
Zerborstnen Säulenschäfte sich
In dichterischer Wehmut ranken.

Auch — Cyperwein und schöne Fraun
Und Sang und Klang und Gondelfuhren
In monderhellten Nächten, traun,
Paßt für poetische Naturen,
Und nach Vietri, Ischia
Zu ziehn mit fröhlichem Behagen —
Doch siehst du nicht auch — Capua
Schon aus den Blütenwäldern ragen?

Ich möchte einen Ochsen weihn,
(Ja, Hekatomben könnt' ich spenden,
Da Ochsen hier nicht selten sein,)
Weil heimwärts dich die Götter senden!
Ich hörte bis Amalfi fort

---

[1]) Abgedruckt in H. Schauenburgs Gedichten, Düsseldorf 1853.

Maccaron' und Gaëtano schnaufen,[1])
Den Kompaß, Freund, erfand man dort,
Du könntest füglich einen kaufen.

Den Weg nach Deutschland mußt du so,
Wie du der Nadel folgst, bald finden,
Und Bruderarme werden froh
Den langvermißten Freund umwinden.
Dann schaun wir uns quer übern Tisch
Wieder ins Aug, in tiefe Kelche
Sprudelt der Wein, es sprudeln frisch
Lieder und Worte und was für welche!

Man darf mitunter lustig sein,
Ob auch der Sturm schon heult, und plaudern
Und jauchzend von den Bergen schrein, —
O komm, ich weiß, du magst nicht zaudern!
Olivenmädchen fahre wohl!
Nicht wachsen schlanke, schöne Weiber
Nur am Quirinal und Kapitol —
Prügle den Esel, Eseltreiber!

O komm zurück ins Vaterland
Und laß im Lande der Geschichte
Die Sucht nach der Historie Tand, —
Denn das Historische geht zu Nichte.

---

[1]) Scheint sich auf ein Gedicht zu beziehen, worin Burckhardt seinen Eselsritt nach Amalfi schilderte (erwähnt in einem Brief an Kinkel vom 9. Dezember 1846).

Vergiß, was selbst titanenhaft
In Trümmern ragt aus alten Tagen,
Ein neues Blatt hat junge Kraft
In der Geschichte aufgeschlagen.

Was treibst du noch ein solch Halloh
Mit Fürsten, die wir gern vergessen?
Was schiert Andreas Dandalo
Uns im Jahrzehent der Tscherkessen?
Was kümmert's uns, ob Haireddin
Geblutet hat und die Tuneser
Viel kostbar Blut strömt einst noch in
Die Weichsel wohl und in die Weser!

An Eduard Schauenburg.

Venedig, 9. August 1846.

Ja, Cyperwein und schöne Fraun
Und Sang und Klang bis Mitternacht,
In Gondeln liegend anzuschaun
Bei Mondschein der Paläste Pracht —
Und von Kanale zu Kanal
So still und pfeilschnell hinzugleiten —
Mein Ete, komm, probier's einmal!
Es sind der Erde Herrlichkeiten.

Und doch, es stillt dies Herze nicht,
Es gibt ihm nicht den süßen Frieden,
Der leis aus Roms Ruinen spricht,
Wann rot die Sonne hingeschieden,

Wann Abendglut die Stadt umwallt
Und Tau sich mischt und Blütendüfte,
Und von den sieben Hügeln schallt
Der Glocken Laut in reine Lüfte.

Dort krönt des Cölius steiles Haupt
Der Passionisten Klostergarten,
Mit ewigen Eichen dicht belaubt,
Und wie von hoher Veste Warten
Schaust Du hinab und schaust ringsum —
Nur Trümmer aus Weltherrschaftstagen,
Ein weltgeschichtlich Heiligtum
Und in den Wipfeln um und um
Duftet's und Nachtigallen schlagen!

Schwarz ragt ins goldne Abendrot
Des Capitols geweihte Veste
Drunten im Forum reihen sich
Der Tempel und der Bogen Reste.
Und in des Colosseums Schlund
Siehst Du hinein — dann ohne Grenzen
In Vignen, Klöster, bis von fern
Des Lateranes Giebel glänzen.

Und ernst Dir gegenüber steht
Der Trümmerberg, der Palatin,
Dem einst verheißen vom Geschick
Die „Herrschaft ohne Ende“ schien.
An grünbewachsne Bogen lehnt
Der Kapuziner Klosterhalle

Und eine hohe Palme weht
Im Abendwind, am Mauerwalle.

Hier war's, mein Junge, wo mir einst
Im Herzen alle Wünsche schwiegen;
Mein Schicksal schwand, vertrauensvoll
Dem Weltgeschick sich anzuschmiegen,
Und freier schlug dies enge Herz
Vor der Geschichte Gegenwart —
Doch sieh, schon steigt der Vollmond auf;
Der Markusplatz, die Gondel harrt.

Venedig, 13. August 1846.

Mein herzliebster Ete, ich habe Eure Briefe richtig empfangen und gejubelt. Antworten kann man hier in Venedig nicht, weil man zu viel Tiziäne und Mosaiken auf Goldgrund zu inspizieren hat. Also nur das Nötigste:

Ich werde, so der Himmel nicht einstürzt, den 25.—28. September in Herford sein und den 1. Oktober in Berlin eintreffen, wo ich den Winter bleibe. Das Lieblichste was mir geschehen kann, ist, daß ich D i c h dort treffe. Himmel, Schatzkind, was werden wir dort alle auszutauschen haben! Wisse, Ete, daß man unter Leuten, die einen von Haut und Haar nichts angehen, sie mögen dann noch so artig sein, recht einsam lebt und sich nach den Freunden auf das heißeste sehnt. Ich habe hier zu Lande meine Pflicht getan und ganz in den Dingen und in den Menschen dieser Gegend ge-

lebt, ich spreche italienisch bald wie ein Eingeborner — aber ich möchte doch in ganz Italien nirgends auch nur vier Monate bleiben, ausgenommen Rom, welches ich vor allen Städten, die ich kenne, zu meinem Lebensaufenthalt machen möchte, und außer dessen Mauern ich nie mehr ganz glücklich sein werde. Aber was hat auch dazu gehört, um aus Rom das zu machen, was es ist! Neapel, Florenz und Venedig haben nicht wie Rom zweimal die *οἰκουμένη*[1]) zu ihren Füßen gesehen! —

Jetzt zwei inständige Bitten: 1. Wenn Euch etwas an meinem Fortkommen in Berlin liegt,[2]) so schweigt davon. Die Sache ist noch gar nicht so ausgemacht, und wenn Eichhorn[3]) etwa diesen Winter abdanken muß, so stehe ich am Berge. Eine Menge Leute passen auf und können durch frühzeitigen Höllenlärm in den Zeitungen die Sache vereiteln. Darum, liebe Kinder, tut mir den Gefallen und schweigt; und habt Ihr schon geplaudert, so streut jetzt aus, es sei ein Irrtum gewesen.

2. Ich habe unmöglich Zeit, in diesem Augenblick noch an Hermann zu schreiben; er soll übrigens nicht zu kurz kommen. Somit bitte ich, schick ihm diesen Brief, wenn Du nicht mehr in Herford bist, oder wenigstens diese letzte Seite

---

[1]) Erdkreis, Welt.

[2]) Franz Kugler hoffte, Burckhardt eine gesicherte Anstellung in Berlin zu schaffen, und hatte bereits die vertrauliche Zustimmung des Ministers dafür erwirkt.

[3]) Minister am Hofe Friedrich Wilhelms IV.

und bitt' ihn, er soll sichs auch zu Herzen nehmen. Bald bin ich in Deutschland und bei Euch. O lieber Ete, sei gegrüßt! Addio.

Im Herbst 1846 begab sich Burckhardt nach Berlin, um dort Kuglers Geschichte der Malerei und das Handbuch der Kunstgeschichte umzuarbeiten. Diese Aufgabe sollte ursprünglich in halbjähriger Frist erledigt sein, nahm aber wider Erwarten schließlich fast ein volles Jahr in Anspruch.

An Eduard.[1])

Die Dame und der schmucke Kavalier,
Die Du so kunstreich siehst geschildert hier
Im wechselseitigen Herzensrappel —
Südländer sinds, und diese blaue Flut
Und jene fast zu gelbe Abendglut —
S'ist Golf und Himmel von Neapel.

Und die Terrasse und der Park am Meer,
Mir ist, als wär' es noch nicht lange her,
Daß selbst ich stand an jener Stelle
S'ist der Palast — er heißt, ich weiß nicht wie,
In Resina, wenn nicht in Portici,
Und dies ist seines Gartens Schwelle.

Wohl dir, o höchst romantisches Liebespaar
Daß du, der Tracht nach, wohl zweihundert Jahr
Im Tode schlummerst ungeschoren!
Denn wißt, der Adel hat Bankrott gemacht

[1]) Auf dem Briefbogen ein Bildchen mit reichlicher Barockverzierung, darstellend ein Liebespaar auf einer Terrasse am Meer.

Die Villen gibt ein Spekulant in Pacht
Als Mandatar der Kreditoren; —

Und, ach! an wen? an Fremde von Geschmack?
Nein, an affröses, wildes Lumpenpack,
Roßjuden, Gärtner, Carozzieren,
Weinkrämer, Coconzüchter, die sich mühn
Die Villa und den Park und all sein Grün
Nach besten Kräften zu verheeren.

Sieh nur das Tor! der eine Flügel fehlt,
Weil jemand ihn zum Brennholz auserwählt
Und Angeln hat verkauft und Kloben; —
Breitspurig zog hier die Verwüstung ein
Von Saal zu Saale schuf sie Wüstenei'n
Bis zu dem flachen Dache oben.

Gestohlen ist, was eines Diebes Hand
Mit Zangen und mit Eisen von der Wand
Und von der Decke brechen konnte;
Die Spiegel, drauf manch schönes Auge glitt,
Die Marmorplatten, drauf man zierlich schritt,
Die Fenster selbst der Gartenfronte.

Hinaus aus der Verwüstung! komm entlang
Dem ruinierten, öden Säulengang,
Deß Statuen still im Grase liegen!
(Denn stehlenswerte Eisen-Klammern trug
Ihr Rücken!) — der Zerstörung ist genug,
Mag sie dies Schloß denn ganz besiegen!

Noch bleibt der Park. Sie haben's nicht gewagt,
Den Pinienhain, der dort ins Blaue ragt
Mit Diebesäxten anzugreifen;
Noch stehn die Lorbeerbäume dunkelgrün
Noch glänzt das Meer! laß Deine Blicke kühn
Hinaus nach jenen Inseln schweifen!

Und ihr, o Geister jenes Liebespaars,
Das einst — dort über der Terrasse wars —
Sich eingestand der Liebe Nöten,
Hier ist es noch wie einst! der Himmel lacht
Blaugolden noch ob dieser Küsten Pracht
Und purpurn in den Abendröten —

Kommt wieder! Kommt um Mitternacht hieher
Wann Vollmondschein hinzittert über's Meer!
Indeß die Nachtigallen klagen!
Vielleicht aus manchem Baumgang still hervor
Schwebt dann um euch ein schöner Geisterchor
Von Liebenden aus frühern Tagen.

Denn unter euch, tief in der Lava Schoß
Liegt Herakles versenkte Stadt; es goß
Darauf einst der Vesuv sein Feuer; —
Und wie viel Liebe in dem glühnden Graus
Versank, das sagt uns keine Zunge aus —
Wer nachgräbt, findet nur Gemäuer.

Doch Mitternachts, dem Hades leis entschwebt,
Ziehn Schatten her, von Sehnsucht neubelebt
Zu sehn des Golfes Silberfunkeln,

Zu schlürfen diese Balsamluft der Nacht,
Und, ach! durchbebt von alter Liebesmacht
Sich aufzusuchen dort im Dunkeln.

Und wer noch wacht, und sieht's vom Palast her,
Sei's Roßjud, Gärtner, oder Carozzier,
Weinkrämer oder Coconzüchter,
Der schlägt ein Kreuz und fürchtet sich und
[denkt:
„Sante Maron![1]) wir werden doch gehenkt
Denn drunten tanzt das Nachtgelichter!"

12. November 1846.

Berlin, 5. Dezember 1846.

Herzliebster Ete!

Anmit folgt einstweilen die Hälfte von dem Verheissenen. Wisse Ete, ich wohne Wilhelmsstraße 41, Parterre, dem Albrechtspalais gegenüber, befinde mich ausgezeichnet und bin in vollem Oxen. Aussichten: ganz passabel. Geld: reichlich, wenigstens vor den Augenblick. Umgang: außer Kugler und Geibel auch Wiß und „Frau". Liebschaften: keine. Theater, unter null. Spaziergänge: Tempelhof und Charlottenburg. Kneipen: wenig, aber mit Auswahl. Gesamteindruck von Berlin: zum Davonlaufen, scheußlich, niederträchtig, gemein bis ins Bösartige und dabei glücklicher Weise lächerlich.

[1]) d. h. Santa Madonna!

„Siehe, so skizzieren nur große Meister! Es sind wohl nur kühne, flüchtige Züge, aber sie umfassen ein ganzes Dasein.“ Ete antwortet: „Hast ganz recht, lieber Schwyzer“ und lacht.

O lieber Sohn, wenn Du doch hieher versetzt würdest! Es ist mehr als je vorauszusehen, daß ich noch lange Zeit hier bleibe; Arbeiten über Arbeiten türmen sich am Horizont auf und versprechen mir ein Auskommen, auch wenn ich nicht angestellt werde. Das sollte eine heitere Geschichte abgeben, wenn Du kämest. Sieh, ich bin ein armes, verlaufenes Subjekt, das sich jetzt vom Schicksal herumstoßen läßt und nirgends mehr festen Fuß fassen mag. Gute Gesellen können alles mit mir anfangen und ich bin dann so artig, als ein billiger Mensch irgend verlangen darf! Mach, daß Du herkömmst.

Wiß ist mit den Ultra's völlig überworfen, aber noch immer in schlechter, ungemütlicher Gesellschaft, obwohl gute Köpfe darunter sind. Er gibt in seiner Herzensgüte sehr hübsche kleine Soupers auf seiner Kneipe, aber ich habe alle meine gesellschaftlichen Tugenden nötig, um mit diesem zwar keineswegs unbedeutenden aber bodenlos zerrissenen Volk ein angenehmes Gespräch zu führen. Wiß selbst ist wieder der Alte und hat viel von seinem Hochmut eingebüßt. Ich bin übrigens jetzt hinter das Geheimnis gekommen, von welcher Menschengattung man wahrhaft profitiert. Es sind

die positiven, schaffenden Naturen, nicht die kritischen.

Ich weiß nicht, wie bald ich Dir das zweite Blättchen schicke, jedenfalls aber soll es eingehüllt sein in einen vollständigen Brief von drei Seiten in Groß-Quarto.

An Hermann habe ich noch immer nicht geschrieben, obwohl ich alle Zeit an ihn denke. Wenn Du ihm schreibst, so versprich ihm mit Nächstem einen Brief von mir.

Junge, es ist jetzt gerade sechs Jahre, seit wir uns kennen lernten. Weißte noch!

Addio! Dich küßt Dein

Eminus.

Herrn Dr. Hermann Schauenburg, praktischem Arzte in

Herford.

Berlin, 27. Februar 1847.

Mein Junge!

Ich sehe schon, es ist die höchste Zeit, daß man Euch schreibt, sonst malt Ihr Euch vor, ich werde Euch im Frühling besuchen und an den Rhein begleiten. Lieber Sohn, ich kann nicht, es ist ganz unmöglich. Ich muß dem Herrn danken, wenn ich mit Ach und Krach bis gegen den Herbst hin mit meinen Arbeiten fertig werde. Und Du? Was stellst Du Dich so disponibel, während Du schon

in Gott weiß was für Banden steckst? Es geht durch Deinen letzten Brief eine gewisse Ahnung baldiger Schicksalsveränderung. Spar Dein Geld auf die Hochzeitreise!

Uebrigens bin ich vollkommen der Meinung, daß Du gar nichts Gescheiteres unter der Sonne tun kannst als freien. Ich tät's auch auf der Stelle. Wenn man so über die 27, 28 hinaus ist, wird's verflucht leer und trübe um einen herum, ich hätte es nicht geglaubt. Ich bin wohl in guter Leute Händen, aber sie ersetzen mir die Jugendfreunde u. a. m. doch nicht, und wenn es mein Temperament mit sich brächte, so könnte ich recht von Grund der Seele melancholisch sein. Eins aber tröstet mich: wer einsam bleibt, der fällt nicht so leicht dieser miserabeln Welt in die Klauen, er kann ihr zu jeder Zeit einen Fußtritt geben und ins hohe Meer der Freiheit hinaussteuern. Hermann, ich werde allmählich kühner und trotziger, und Ihr werdet am Ende noch das Schauspiel erleben, daß einer, welcher furchtsamer geboren ist als Ihr alle, ganz frech mit dem Leben spielt. Die Lumperei ist nicht wert, daß man sich um ihretwillen allzu sehr inkommodiert. Ob man am Ende mit unsäglicher Plackerei in seinem Fache etwas genützt hat, das trägt doch wenig aus; weit besser ist es, den Geliebten lieb gewesen zu sein und nach eigener Phantasie gelebt zu haben. Meine „Phantasie" aber ist die Schönheit, die mich in allen Gestalten mächtiger und mächtiger ergreift. Ich kann nichts

dafür, Italien hat mir die Augen geöffnet, und seitdem ist mein ganzes Wesen lauter Sehnsucht nach dem goldenen Zeitalter, nach der Harmonie der Dinge, worüber mir die vorgeblichen „Kämpfe“ der Gegenwart ziemlich Schnurtz geworden sind. Ich bitte Dich! Egoismus hie und Egoismus da und Wichtigtuerei und Renommieren und Sentimentalität auf beiden Seiten, und das alles auf Papier, auf Zeitungen reduziert, sintemal die Zeit oben mit einem bleiernen Deckel zugelötet ist. Da lobe ich mir die Schweiz, wo man auch zuweilen aufeinander loshaut, so daß wenigstens die Luft in Bewegung kömmt. Gott besser's, aber mir fällt immer der Nachtstuhl der Harmonia in Heines Wintermärchen ein.

Die Kölnische u. a. Carrés de papier, wie Alphons Karr zu sagen pflegt, deduzieren zwar, daß die Politik jetzt erst großartig und eine Politik der Völker geworden sei, etc. etc. ich kann Dich aber als ehrlicher Historiker versichern, daß es in der ganzen Weltgeschichte keine so kommune und völlig reizlose Partie gibt als die Zeit von 1830 an. Ich fühle in mir die Berechtigung, mich dahin zu wenden, wo meine Seele Nahrung findet. Geibel sagte neulich: „Nicht das Zeitgemäße ist schön, sondern das Schöne ist ewig zeitgemäß.“ Und mit diesem Spruch ende ich für heut Abend, da es schon spät ist.

O Hermann, läg' ich jetzt auf Deiner Kneipe in Herford, wie in jenen glückseligen September-

tagen! — Schlaf wohl, mein lieber wunderbarer Junge, und erscheine mir heut Nacht im Traum!

28. Februar.

Ach Gott, wie öd und fad liegt diese hiesige Welt um mich her! Wie ganz anders war das in Rom, wo Erinnerungen, Volksleben und Kunst jeden gemeinen Gedanken in nichts auflösten und jede Stimmung auf den Adlerschwingen der Poesie in den verklärten Aether trugen!

Bei diesem Anlaß will ich Dich einmal auf die Probe stellen. Du besitzest von mir ein Gedicht: Rom bei Nacht, welches seiner Zeit in der Westfalia erschien. Ich habe kein Konzept davon, auch befindet es sich nicht in den Westfalia-Blättern, welche Du mir in Herford schenktest; es liegt mir aber daran, es in Bälde zu besitzen. Wenn ich Dir nun schreibe: Schick' es mir baldmöglichst! — so kriege ich es nie; schreibe ich Dir aber: ich will Deine Anhänglichkeit daran erkennen, daß Du mir binnen vierzehn Tagen eine Abschrift schickest, so kriege ich es gewiß. Nicht wahr? — Es fängt an: O steinerner Götze etc.

Glückskind, Dein letztes Gedicht war schön! ungeheuer schön! und schmeckt nach mehr. Es ärgert mich immer, wenn ich bedenke, daß Wolters einen ganzen Stoß Sachen von Dir hat und ich so wenig.

Wo Bettine ist, weiß ich nicht. Sie ist auf ihrem Gute, aber Gott weiß wo das liegt. Die Adresse von Wolters ist:

Monsieur A. Wolters, par adr. Mr. John Major, Napoli, San Jorio, Palazzo San Arpino.

Stiftens Adresse: Mr. Nagel, London, par adr. Mr. W. Benecke, Camberwell, Denmark-Hill.

Ach, ich habe dem guten Jungen auch noch nicht geschrieben! Von Wilhelm Buddés Tod wußte ich noch nichts. Ich lebe so zurückgezogen, daß ich von allem, was in der Stadt vorgeht, nichts erfahre als das, wovon Kugler und Geibel zufälliger Weise sprechen. Beneidet doch den Gestorbenen! In dieser Zeit heißt leben: sich beschmieren. Aber das muß ich sagen, im hiesigen Sand möchte ich nicht begraben liegen. Wenn es einmal glücklich zu Ende geht, dann bringt mich nach Rom und logiert mich in einer der Straßen am Abhang des Quirinals, mit den Fenstern gegen das Capitol und den Janiculus; dort legt mich ans Fenster, wenn es Ave Maria läutet und die Sonne hinter die Berge geht; da will ich mit Vergnügen sterben. Oder auch irgendwo am schroffen Strande des Mittelmeeres, in einem der alten Sarazenentürme; dann werfe man mich ins Meer, wo es am tiefsten ist:

Versenkt mich ins Tyrrhenische Meer!
Das ist die stillste Grabesgrotte!
Dort liegt von alten Zeiten her
Manche karthagische Silberflotte,

Von türkischem Erze mancher Schild,
Von Rom und Tyrus Schiffesschnäbel,

Und manch hellenisch Götterbild,
Und mancher Sarazenensäbel!

Bei diesen Altertümern mag
Eminus Konservator werden;
Dann freßt euch auf, ihr Lumpenpack,
Daß wieder Stille wird auf Erden!

Vielleicht in später, später Zeit
Wann wieder jung die Welt geworden,
Tönt auf den Fluten weit und breit
Jubel von hohen Schiffesborden.

Auf goldnem Deck wird Helena
Von Paris Arm umschlungen thronen;
Ob ihrer Schönheit fern und nah
Jauchzen die Nymphen und Tritonen;

Bekränzte Purpursegel schwellt
Ein Balsamhauch, und Lieder tönen:
„Wandelt vorbei, Zeitalter der Welt!
„Ewige Jugend verbleibt dem Schönen!“

1. März.

Dieses Lied habe ich gestern Abend für Dich gemacht, Hermann, aber Du darfst es nicht in die Westfalia geben, Spitzbub!

Hiemit küßt Dich

Eminus.

P. S. Deinen Eltern und Deiner Familie vermelde meinen ehrfürchtigen und herzlichen Gruß.

Ach Gott, ich käme so gern, auch nur auf ein paar Tage, aber es ist unmöglich.

Ete und ich haben uns mit Briefen gekreuzt. Ich will edel sein und zuerst wieder schreiben. — An Julius nächstens.

Addio.

Herrn Dr. H. Schauenburg, praktischem Arzt,
Herford.

Berlin, 22. März 1847.

Hermann!

Wir müssen einmal zusammen auskneifen. Wenn ich in den Dingen dieser Welt zu brauchen wäre, und wenn ich nicht des Schönen in Kunst und Natur unablässig bedürfte, so würde ich Dir sagen: wir gehen miteinander nach Amerika! Aber dort könnte ich nicht leben; ich bedarf eines historischen und dazu eines schönen Terrains, sonst sterbe ich, was im Grunde nicht das schlimmste wäre.

Ich gehe nächsten Winter, wenn nicht alles sich dagegen verschwört, wieder nach Rom. Ich will noch einen Trunk tun aus diesem goldenen Zauberbecher; der Lenz, der in mir unterm Eise schlummert, soll noch einmal zur Blüte kommen. Dort, beim Tor des heiligen Paulus, an der Via Ostiensis, liegt eine gewisse Pyramide eines gewissen Cajus Cestius, wo man sehr sanft ausruht

unter Platanen und Zypressen. — Ach, die Ironie ist, daß ich doch immer lebendig wiederkomme.

Bis 9. September müssen meine Arbeiten fertig sein; ich oxe jetzt wie ein Pferd, ich spare wie ein Harpax[1]), ich gehe einher ohne alle Zierlichkeit, denn es gilt künftige Freiheit, es gilt, den Durst dieser Seele nach allem Schönen zu stillen, ehe ich von hinnen scheide.

Hermann, ich glaube es geht uns Beiden ungefähr gleich. Wir haben Tausende gekannt, die in der Jugend, auf deutschen Hochschulen, wahre Vulkane von Unmittelbarkeit, selbst von Originalität und von Poesie zu bleiben oder zu werden versprachen und jetzt teils servile, teils liberale Philister sind. Wir dagegen werden der Welt und ihren Gleisen immer fremder und leben ein Privatleben, welches dem jetzigen Treiben (einstweilen im Stillen) schnurstracks entgegenläuft.

Ist Dir's auch bisweilen so, daß Du meinst, es müsse Dir auf einsamem Waldpfade einmal der kleine braune Zwerg erscheinen, welcher Dir unter Moos und Steinen die Tür aufmacht, wo es in eine neue Welt von Dingen hineinführt? Ich glaube bisweilen an ein künftiges Wunder, welches mich aussöhnen soll mit dem, was um mich ist, an einen Talisman, welcher in dieser jämmerlichen Zeit Ruhe und Behagen geben kann; — und doch — es ist unmöglich, d. h. für mich. Denn d i e

---

[1]) Räuber.

Leute können es gar wohl hinieden aushalten, welche entweder 1. durch die christliche Liebe, oder 2. durch den Ehrgeiz mit dieser Welt verbunden bleiben. Das sind zwei Dinge, welche ich nicht besitze; wer aber eins von beiden hat und dabei ein starker Mensch ist, der überwindet die Welt. Laß doch Deine Feindschaft gegen das Mittelalter! Was uns etwa drückt, das sind die Affen des Mittelalters, nicht das echte und wahre Zeitalter Dantes und Konsorten, welches au contraire ganz famose Leute waren. Das klassische Altertum, wenn es par ordre de Mufti wieder eingeführt würde, wäre nicht viel weniger lästig. Ich habe die historischen Beweise in Händen, daß man im Mittelalter sich ganz göttlich amüsiert hat, und daß das Leben so farbig und reich war, wie man es sich jetzt gar nicht mehr vorstellen kann. Dieses nebenbei. Laß Dir nur von den Liberalen nichts mehr in historischen Dingen aufbinden, sie schwatzen im Grunde noch immer den französischen Enzyklopädisten nach. „Aber sän Se, des will ich Ihnen sagen, die Bildung, die mer jetzt haben . . .“ ist keinen Schuß Baumwolle wert, und macht nur, daß das Pack alle über einen Leist geschlagen ist. Hermann, dieses ist ein langes Thema, die Ausbreitung der Bildung und die Abnahme des Eigenartigen, des Wollens und Könnens; worüber diese Welt noch einmal in dem höchsteigenen Mist ihres Philisteriums ersticken und verfaulen wird. Ich hab's gleich g'sagt.

Was soll mir fürder dieser Norden
Mit seinen trivialen Horden?
Was Schönes auch sein Schoß erzeugt,
Es stirbt verbittert und gebeugt.

Was will die Kunst mit ihrem Buhlen?
Des Wissens eitler Zank in Schulen?
Was soll die Habgier und die Not?
Neun Zehnteil lägen besser tot!

Und dieses Busens letztes Glühen
Soll ich im Stillen hier versprühen?
Hervor mein Stab und Wanderhut!
Es wird noch „alles, alles gut!“

O nimm, du heißgeliebter Süden,
Den Fremdling auf, den Wandermüden!
Erfülle seine Seele ganz
Mit deinem heitern Sonnenglanz!

Laß rings um ihn den Wunderreigen
Der alten Götter leuchtend steigen!
Zeig' ihm aus alt und neuer Zeit
Gestalten voll Unsterblichkeit!

Laß ihn dein Volk, laß deine Frauen
In abendlichem Tanze schauen!
Mit aller Schönheit Zauberwein
Schläfre die bange Seele ein!

(Berlin, 23. März 1847.)
am Jahrestage meines Einzuges in
Italien, bei Como.

25. März.

Lieber Sohn, ich bitte Dich, laß mir nichts mehr vordrucken! Man kann nicht wissen, ob ich nicht doch einmal als Eminus der Zeit etwas Gedrucktes hinschmeiße. Und dann ist Deine anrüchige Westfalia doch ein gar zu schlechter Winkel, nichts vor ungut! Das Morgenblatt würde mir wenigstens die Sachen honorieren, die Du mir auf diese Manier unbrauchbar machst. — Und nun gar die Gedichte von Dir! Mensch, schäme Dich doch, Dein Bestes den Philistern loci so preiszugeben. Es ist grade, als wenn ich meine Sachen in den hiesigen Figaro gäbe. Spare diese Gedichte, nimm Dich in der Form etwas zusammen, feile etwas aus, und Du wirst durchschlagen. Das Gesinnungsvolk muß Dich schon wegen der Gesinnung loben, und die vernünftigen Leute wegen des Gehaltes. — O die Hymne an Hermes hat einen so herrlichen Klang! Besonders der Schluß! Mehr! Mehr!

Und jetzt in allem Ernst: heirate! so reich und so schön wie möglich! Fort kannst Du doch nicht, und unverehelicht gehst Du zu Grunde in Herford. Mit mir ist das ein ander Ding, ich muß mobil bleiben. Hörst Du, heirate! nur gleich, aufm Fleck, und nicht zehn Jahre Brautstand, wie das in Norddeutschland Sitte ist, — es ist etwas weniges besser, als wenn sich einer aufhängt.

Von meinem Reiseprojekt soll niemand was wissen als Du. Hörst Du? — Nächsten Winter

werde ich doch noch nicht angestellt, kann also fort. Von meinem bevorstehenden Wartegeld werde ich natürlich für diese Zeit großmütigst abstrahieren; ich will auf eigene Kosten in Italien leben, nicht aus fremder Leute Beutel.

26. März.

Liebster, schicke inliegende Briefe (aber bald!) an Ete und Julius. Darfst sie auch lesen, wenn Du Lust hast. Empfiehl mich bestens Deiner werten Familie; ich wäre so gern ein paar Tage in Herford! Aber es geht nicht. Ich muß 1. eilen mit der Arbeit, 2. sparen mit dem Gelde. Es gilt ja künftige Freiheit.

Addio, Herzjung!

Dein Eminus.

Berlin, 25. März 1847.

O herzliebster Ete! diesmal nur ein Lebenszeichen, aber ein wohlgemeintes!

Ich habe mich jetzt förmlich als Einsiedler konstituiert, sehe außer Kugler samt Familie und Geibel strikte niemanden (Wiß alle vierzehn Tage etwa), und oxe. Es müssen jetzt alle Hebel angesetzt werden, um rasch vorwärts zu kommen in der Arbeit. Mein Kopf ist ein Kreuzfeuer von literarisch-geschichtlichen Plänen, und von Reiseprojekten, und von Leserei aller Art. Die Zeit-

grillen vertreibe ich mir damit ganz wacker und lasse dieses verrückte Jahrhundert in Gottes Namen weiter rennen, wohin es will.

Das zweite Gedicht kriegst Du jetzt noch nicht. Für Dich macht man was Apartes, sonst könnte ich Dich ja mit einem beliebigen, längst fertig liegenden Liedlein vertrösten. Armer Junge! ich glaube gern, daß Siegen noch schlimmer ist als Berlin, obschon das viel sagen will. Glaubst Du mir, daß ich am Sonntag nur schon deshalb ungern spazieren gehe, um nicht Berlinern en masse zu begegnen? Drei Vierteile dieser Gesichter sind bittersauer und gedrückt, der letzte Vierteil philiströs gemästet. Rom ist doch auch arm, aber welche Schönheit, Klarheit und Charakterfülle in diesen Gesichtern! mager zum Teil, auch alt und verwittert hie und da, aber alles entschieden, ehern, nichts a priori Skrophulöses, Schwammiges, Formloses.

Uebrigens gehen wir drei, oder wenigstens Kugler und ich, alle Nachmittage spazieren, oft bis Charlottenburg, Templow, Mariendorf, etc., sodaß wir mindestens zwei bis drei Stunden auf den Beinen sind. Ich mache es schon um der Gesundheit willen gerne mit, denn wer hier ins Sitzen kommt, der hat in Jahresfrist jene bekannte Unterleibskrankheit mit Hämorrhoiden, Kopfschmerzen usw., an welcher hier sämtliche Beamte und Gelehrte leiden. Jetzt ist meine Gesundheit noch gut, und ich will sie nicht an dieses erbärmliche Berlin

wagen, will mich auch gar nicht überoxen, wie hier Hunderte tun. Es ist rectâ nicht der Mühe wert. Wenn ich mich hier ruiniere, mit welchen Organen soll ich denn die künftige Freiheit genießen, auf welche ich hinarbeite?

Ete, ich lese jetzt viel in den Alten und trödle Klassiker zusammen. Apuleius ist ganz wunderschön; Du würdest erstaunen. Auch Lucian, den ich jetzt ganz durchlese, um wieder ins Griechische zu kommen. Dann Scriptt. hist. Augustae, sind Eselsköpfe, aber interessant. Wenn ich einmal wieder im Zuge bin, so geht's an Homer und die Tragiker. Jetzt zum erstenmal geht es so recht con amore ins Altertum. Eine griechische Statue kann mich ganz wehmütig machen. Ich könnte Dir im Vatican die Stelle zeigen, wo mir zum erstenmal die Augen etwas aufgingen über das Altertum. Es war bei der Statue des liegenden Nilgottes. — Italien hat mir für tausend Dinge einen ganz neuen Maßstab gegeben. Für Vergnügungen u. dergl. bin ich sehr gleichgültig geworden; seit bald vier Monaten war ich nicht im Theater, welches auch eine bloße Vergnügungs- (oder auch Marter-) Anstalt geworden ist, sodaß man auch das wenige Gute aus dieser Hand nicht mehr mag.

O Ete, schreib mir ein wenig!

Dich küßt

Eminus.

Berlin, 23. August 1847.
Adresse: Wilhelmstraße 41, parterre.

Herzliebster Ete!

Oder vielmehr Schlingel, warum hast Du mir nie mehr geschrieben seit Dezember, glaub' ich? Ich schreibe Dir jetzt auch nur aus eigennütziger Absicht, nämlich: Kannst mir Moneten wiedergeben? Ich gehe nämlich 1. Oktober nach Rom und muß Cassam sehr beisammen halten. Kannst mir nicht wiedergeben, in Gottes Namen, so richte ich mich ein ohne dieses.

Ich möchte Euch so gerne noch einmal sehen, aber es geht nicht; ich muß per Eisenbahn citissime über Wien nach Triest und von da per Dampf citissime nach Ancona. Die Ungeduld ist zu groß.

Was, wie und wo ist Stift? Der kriegt bei Gott noch einen Brief, ehe ich abreise.

Wiß ist 6 Wochen in Algier, dann eben so lang in Neapel gewesen und schwärmt nun nach Noten. Er ist jetzt gesetzter und renommiert lange nicht mehr wie früher. Wenn er nicht so heidnisch weit abweges wohnte, so würde ich ihn oft sehen.

Jetzt gilt es noch ein heißes, vierwöchentliches Stück Arbeit, dann bin ich fertig. Was in der Folge aus mir wird, das weiß der liebe Himmel, der schon so Vieles zum voraus gewußt haben muß, was ich nicht erwartete und mir doch passiert ist.

O Ete, aus Italien solltu bessere Briefe kriegen, auch mit Versen, dürfen aber nicht mehr gedruckt werden. Gebt mir Euern Segen auf den Weg, liebe Jungens!

Euer

Eminus.

Von seinem zweiten römischen Aufenthalt zurückkehrend, langte Burckhardt am 9. Mai 1848 wieder in Basel an und übernahm auf Antrag der Behörden den Geschichtsunterricht am dortigen Pädagogium. Auch die außerordentliche Professur der Geschichte, die er zu Beginn seiner ersten Romreise niedergelegt hatte, nahm er jetzt wieder auf.

Herrn Dr. H. Schauenburg, praktischem Arzt

Herford.

(Westfalen).

Basel, 23. August 1848.

O lieber Hermann, ich habe Dich wiederum warten lassen; sieh, ich bin ein armes geplagtes Tier, was den ganzen Tag zu tun hat und dann am Ende wohl über eine freie Stunde, nicht aber über eine freie Stimmung verfügen kann.

Also fort? — Es wird allgemach verflucht einsam um mich herum. Was wollen diese Schemen von mir, mit denen ich täglich lebe? Du hast doch wenigstens noch mitgemacht und Dich umgetan; ich verspinne mich in mir selber. Es ist eine ganz kuriose Empfindung, wenn man mit dieser Welt abgerechnet hat und gar nichts mehr verlangt

als ein Plätzchen an der Sonne, um Dinge auszuhecken, wonach am Ende kein Mensch mehr fragt. Und doch, es ist kein bloßer eigensüchtiger Epicureismus von mir, daß ich so handle; jede Natur hat eben ihre Notwendigkeiten.

Ich wußte von Anfang an, daß Dich die Ereignisse mitreißen würden. Du hast wirken wollen, und Dich deshalb mit dem Zerfallenen und Verworrenen abgeben müssen; ich will schauen und suche das Harmonische. Mit frefelhafter, alltäglicher Neugier habe ich den kühlen Götterhain (gelidum nemus) betreten, und mit Andacht bleibe ich darin. Man kann mir sagen: ich möchte mich leichtlich als Antike darin versteinern — damit hat es aber gute Wege.

Nun sieh, das ist alles was ich von mir zu melden habe. Tag für Tag gehen so hin; ein eigentliches Verhältnis habe ich mit keinem Menschen; ich bin einsamer als je in meinem Leben, gelte übrigens für gutartig und genieße einer gewissen Achtung.

Daß Ihr alle nach Amerika wollt, kann Euch kein Mensch verargen. Ich bin auch der unmaßgeblichen Meinung, daß die Politik bei diesem Entschluß das Geringere getan hat, und daß Ihr hübsch bleiben würdet, wäre Euch nicht Europa sonst verleidet. Ich kann Dir aber das Gefühl nicht ausdrücken, womit ich der allgemeinen Desorganisation des deutschen Privatlebens zusehe. Alles ist aus den Fugen, alle Schranken ohnmächtig. Ihr

seid von den Gescheitern. Aber was soll ich von Kinkel, von Stift u. m. a. noch erleben? Glaube mir, Kinkel wird auf das schändlichste zwischen zwei Stühlen auf die Erde zu sitzen kommen. Es fehlt ihm gänzlich an der edeln Besonnenheit, an dem innerlichen Maßhalten, welches man bekanntlich selbst als Republikaner nötig hat. Das wird noch ein rechtes Elend werden. Und Stift, ach Gott, am Ende wird man allerdings ebenso gut Kesselflicker als Pennallehrer. Als Sänger wird er vielleicht sich in zehn Jahren zu Grunde richten, sintemal er nicht die Natur ist, die dem Komödiantenleben Widerstand leisten kann; aber er hat dann doch nach eigenem gusto gelebt und nicht vierzig Jahre, mit Weib und Kind am Hals, um der Nahrungssorgen willen nach der Pfeife eines hochlöblichen Provinzialschulkollegii getanzt. Und Ete, der goldene, heitere Ete! Soll dieses Unikum der Natur auch in dieser verwünschten Krisis beengt und verdüstert werden? Die Geschichte von der Kneiperei, die Du mir gemeldet hast, ist Goldes wert. Daran erkennt man ihn. Weißt Du, daß ich seine Adresse nicht habe? Von Siegen ist er ja, meines Wissens, an den Rhein gekommen. Mit Julius habe ich Mitleid, wie mit allen Buchhändlern. Der Name „Heuler", den Ihr da aufgebracht habt, ist ganz maliziös erfunden; denn wenn ich mich prüfe, warum ich kein Heuler bin, so ist es doch darum, weil ich weder Haus und Hof, noch Weib und Kind habe. Denn die Zukunft der

Familie und des Vermögens mag, wenigstens für einige Zeit, gar wohl heulenswert sein. Summa: Tut was Ihr wollt oder müßt, nur bildet Euch nicht ein, frei zu sein, während die dunkelsten Elementargeister ihr Wesen mit Euch treiben.

Und nun zürne mir nicht, liebster Junge, weil ich einen andern Weg gehe. Du bleibst ja doch immer in meinem Herzen, als jugendlicher Heros verklärt. Mit Dir werde ich im Geist allein mein Liebstes tauschen, da ich ja freiwillig vereinsamt bin von allem. Wie Du über den Ozean willst, so pilgere ich dereinst wieder über die Alpen; vielleicht lebe ich dann als alter Bettler im Süden. Diese Jahre der dumpfen Leidenschaft werden ja wohl auch vorübergehen. Alles weichliche Gewimmer nach Trost haben wir uns ja schon abgewöhnt; ich sehe von ferne ein Licht schimmern, das nicht mehr erlöschen wird.

Im dunkeln Halbdämmerschein laß uns Abschied nehmen. Lebwohl! Wenn Du kannst, so laß mir, wo Du auch seiest, ein Blättchen zukommen, auch nur einen Finger lang!

Lebwohl, liebster Hermann,

Dein Eminus.

Zur nachfolgenden Tagebuchstelle sei vorausbemerkt, daß Kinkel im Jahre 1848 eine außerordentliche Tätigkeit auf Seiten der republikanischen Partei entfaltet hatte. Insbesondere hatte er am Sturm der Bonner Demokraten auf das Zeughaus von Siegburg teilgenommen (10. Mai 1849) und sich nach dem unglücklichen

Ausgang des Unternehmens dem pfälzisch-badischen Aufstand angeschlossen. Am 29. Juni verwundet und gefangen, wurde er vom Kriegsgericht zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurteilt. Das königliche General-Auditoriat focht dieses Urteil in seiner rechtlichen Begründung an, indem nach den Gesetzen auf Todesstrafe hätte erkannt werden müssen. Da richtete Hermann Schauenburg Anfang September 1849 an König Friedrich Wilhelm IV. eine Eingabe (abgedruckt in der Bonner Zeitung vom 10. März 1901), worin er mit beredten Worten auf Kinkels bedeutende Persönlichkeit, auf seine Verdienste um Wissenschaft und Kunst, um Gesellschaft und Menschheit hinwies. Das Begnadigungsgesuch schließt mit den Worten: „Majestät! Die Todeskugel ist nicht zurückzurufen — und ein Wort von Ihnen vermag alles!" Schauenburg sollte sich nicht umsonst bemüht haben. Die Todeskugel wurde zurückgerufen, die lebenslängliche Festungshaft in Zuchthausstrafe umgewandelt. Im November 1850 ist dann Kinkel von dem Studenten Karl Schurz, einem begeisterten Verehrer, aus dem Gefängnis befreit worden.

Aus dem Tagebuch Hermann Schauenburgs.

Berlin, 14. September 1849.

Es liegt auch ein Brief Burckhardts aus Basel vor mir, in dem sich ein Teil der alten Freundschaft ausspricht und in dem es in Bezug auf K(inkel) heißt:

„Kinkels Schicksal habe ich seit 1847 so erwartet; es war mit ihm nicht mehr zu reden; er wollte sich rächen und mußte früher oder später den Kopf einrennen; war's nicht an dieser Mauer,

so war's an jener. Von politischen und ökonomischen Fragen hat er nie mehr verstanden, als diejenige Seite, womit Aufsehen zu machen war. Sieh, seit langen Jahren wußte ich ganz gut, daß er sich immer zur Schau tragen mußte, und darin war ich von jeher das gerade Gegenteil von ihm. Diese Dinge klingen jetzt dem armen Gefangenen gegenüber sehr hart, ich schreibe sie auch nur Dir. Ach, Du lieber Himmel, was soll nun aus der Familie werden? Die Eltern der Frau haben zwar etwas Vermögen, aber es reicht nicht weit; ich fürchte, es wird ein rechtes Elend.

Wie furchtbar höhnisch heißt es nicht am Ende vom Otto der Schütz:[1])

‚Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann'."

21. September.

Der politische Teil des Burckhardtschen Briefes enthält viel Wahres, weshalb ich ihn Ed. zusenden will, vorher aber noch hier einen Teil aus demselben aufnehme:

„Von der Zukunft hoffe ich gar nichts; möglich, daß uns noch ein paar halb und halb erträgliche Jahrzehnte vergönnt sind, so ein Genre römischer Kaiserzeiten. Ich bin nämlich der Meinung, daß Demokraten und Proletariat, auch wenn sie noch die wütendsten Versuche machen, einem immer schroffer werdenden Despotismus definitiv werden

[1]) Eine Dichtung Kinkels.

weichen müssen, sintemal dieses liebenswürdige Jahrhundert zu allem eher angetan ist, als zur wahren Demokratie. Nähere Ausführung hiervon möchte unliebsam klingen. Einen wahren gesellschaftlichen Organismus knüpft man in dieses alternde Europa nicht mehr hinein; desgleichen ist seit anno 1789 verscherzt worden.

Nun sehe ich mit großem Vergnügen, daß Du eine beträchtliche Resignation gewonnen hast! So klug bin ich geworden, daß ich weiß, die Philister sind nicht die Schlimmsten; versetzte Genialität aber ist vom Teufel. So wenig ich in dieser jetzigen Welt zu Hause bin, so will ich doch streben, ihr harmlos und liebreich begegnen zu lernen.

Einsamer als jetzt habe ich nie gelebt, es kommt mir aber doch so ein Hauch unbestimmten Glückes entgegen, das ist die (relative) Stille; ‚otium Divinum'."

Das ist mein Köbi, wie er leibt und lebt, so liebe ich ihn und so habe ich ihn immer geliebt. Eine der wahrsten Naturen, der die Welt genug verachtet, um sich ihr nie, wohl aber sie sich zu verhüllen. Wann sehe ich ihn? Vielleicht gelingt es mir einmal, bis in die Schweiz zu kommen, dann muß er mich ein Stück in seine Berge begleiten. Richtig ist jedenfalls, daß die Sache der Demokratie und die vielen nobeln Naturen, die sich ihr gewidmet hatten, zu Grunde gegangen sind, weil verkommene Genies und die hungernde Masse durch sie zu augenblicklichen Erfolgen gelangen

wollten. Aber was steht Europa bevor? An neue, großartige Revolutionsprojekte glaube ich bestimmt nicht.

Herrn Dr. med. H. Schauenburg

Brodenbach bei Koblenz.

Basel, 29. Dezember 1849.

Lieber Hermann!

Sage mir nur, wann wirst Du lernen, Briefe so deutlich abfassen, daß man sie verstehen kann? Du verlangst pag. 2, daß ich an Ete zu Handen dritter Leute ich weiß nicht was schreiben soll und drückst Dich dabei so unklar aus, daß ich nicht einmal aus den Personen klug werde. Mein Brief an Ete wird nun auch demgemäß ausfallen, denn etwas rein Ungeschicktes mag ich nicht sagen, und werde über diese Sache mich nur ganz allgemein ausdrücken.

Dies ist mein Rüffel. Jetzt Gott zum Gruß im neuen Jahr! Ich lebe in ziemlicher Stille, mit vieler Arbeit, meinen Stiefel weitér; sonderliche Hoffnungen auf die Zukunft habe ich nicht, doch bin ich im Ganzen bei passabler und gleichmäßiger Stimmung. Mein kleines Einkommen genügt, um honett zu leben; zu placken im eigentlichen Sinne brauche ich mich nicht! Es ist eine Lage, die ich mir nicht besser wünsche, um die nächsten Zeiten über den Verlauf der Dinge abzuwarten. Neues von

meiner Person kann ich Dir weiß Gott nicht melden, denn das interessiert Dich doch nicht, zu wissen: ich lese jetzt das und das vor so und so viel Zuhörern, oder: ich gehe in diese und jene Gesellschaft und rede mit Frau so und so vom Wetter! Ich kann Dich nur wiederholt versichern, daß der phantastische Zukunftsplanmacher, als welchen Du mich gekannt hast, ausgestorben ist, und daß ich gar keine Art von Ambition mehr habe. Poesie tröstet mich noch zuweilen, aber Euch Druckenlassern schicke ich keine Zeile mehr, zumal jetzt, da ich Euch in der Eitelkeit der Welt so tief befangen sehe, daß Ihr wieder an einen Musenalmanach denkt. Was wird der Fernhintreffer Apollon dazu sagen? — Vergeßt Ihr denn, daß es kein Publikum mehr gibt?, daß selbst von den vielleicht sehr Vielen, die so etwas kaufen, vielleicht kein einziger aus Bedürfnis und in Erwartung echter Poesie das goldbeschnittene Buch in die Hand nimmt? Sag mir, wen soll diesmal das Titelkupfer verherrlichen? Quem virum aut heroa? Ich bin jetzt allerdings der Ansicht: ja, man soll wieder Gedichte drucken lassen, aber nicht mehr auf den Sukzeß hin, nicht mehr auf zu erhoffende Rezensionen hin, auf Cliquenverbindung hin, auf Tendenz hin —und wie all die Kulturfäulnis heißt, die mit der wahren Poesie gar nichts zu tun hat. — „Ohne dieses findet sich kein Verleger", heißt es. — So lasse man die Sachen auf eigne Kosten drucken, und betrachte die Veröffentlichung als

eine Pflicht. Man kann ja den Namen, der nichts zur Sache tut, füglich weglassen. Jetzt vor allem bedarf der Poet einer spartanischen Entsagung, einer totalen Vergessenheit seiner Person. — A propos von Musenalmanach, wir haben hier in der Schweiz ein ähnliches, aber ganz harmloses, vom literarischen sog. „Treiben" unberührtes Institut, mit Namen Alpenrosen, wo gute und schlechte Verse in buntem Négligé an der Sonne spazieren gehen. Da will ich im nächsten Jahrgang mich auch vernehmen lassen;[1]) in zirka neun Monaten (wie ominös!) könnt Ihr selbigen kaufen, wenn nicht inzwischen die Welt wieder zusammenbricht. Denn das ist heutzutage eine ganz aparte Annehmlichkeit für ehrbegierige Autoren, daß über Nacht wieder einmal in Paris u. a. a. O. urplötzlich der Teufel losgeht, und daß selbst wenn der Verleger druckte, selbst wenn die Leute kauften (was sie klüglich bleiben lassen), doch kein Mensch läse. Sapienti sat.

21. Dezember.

An die Kinkel'sche Kasse kann ich gegenwärtig 15 Krontaler geben. Melde mir die von Euch festgesetzte Adresse; ich sende es dann franco herunter. Ich würde es gleich jetzt schicken, aber Du hast vergessen, mir Eduards Adresse in Düsseldorf zu melden, sodaß ich diesen Brief aufs

[1]) Die Jahrgänge 1850 und 1851 der ‚Alpenrosen' enthalten keine Beiträge von Burckhardt. Dagegen erschien noch 1849 ein Bändlein seiner Gedichte unter dem Titel ‚Ferien, eine Herbstgabe' bei Neukirch in Basel.

Geratewohl adressieren muß, ein Experiment, das ich natürlich mit dem Gelde nicht machen möchte. Aus guten Gründen wünsche ich mit dem geringen Bettel, den ich beisteuern kann, gänzlich ungekannt zu bleiben. Verstehst Du wohl? Ich will dann sehen, ob ich im Herbst etwas nachsenden kann. Doch Du lachst vielleicht im Stillen; bis zum Herbst sind ja vielleicht allerlei Leute wieder oben auf und bedürfen unserer Gaben nicht mehr, können vielmehr uns protegieren, wenn wir demütig genug sind, uns solcher Protektion zu fügen. — Ich danke zum voraus.

An Deinen Römerzug glaube ich zur Stunde noch nicht recht. Wenn's aber sein sollte, so wollen wir hier ein paar Abende fidel verkneipen. Mitkommen kann ich freilich nicht mehr; die guten Zeiten sind vorüber. Du findest mich aller Wahrscheinlichkeit nach unverheiratet, unverlobt, vielleicht sogar unverliebt vor. Es wäre wohl am besten so, denn wenn irgend jemand, so müßte unser einer in dieser Zeit persönlich frei sein nach allen Ecken hin, um aufprotzen zu können, sobald man ihn irgendwie unwürdig behandeln will. Aber der Mensch ist schwach, und innerlich einsam zu leben ist nicht jedermanns Sache.

Nun Addio, liebster Hermann! Also heute bist Du in Simmern.[1]) Ich möchte nur wissen, wie ich

---

[1]) Hermann Schauenburg holte die Braut seines Bruders in Simmern ab und führte sie im Schlitten zur Hochzeit nach Düsseldorf.

mich an Deiner diesmal sehr delikaten Stelle ausnähme. Ihr seid Waghälse und habt recht. Mir ist so, als sollte die kleine Hochzeit in Düsseldorf, zu welcher dieser Brief hoffentlich noch gelangt, nicht wenig heiter und ausgelassen werden; mögen die olympischen Götter ihre Benediktion dazu geben.

Addio!

In Treuen Dein

Köbi.

Du hast mir wieder gar nichts von Stift geschrieben, wo sich der arme Kerl herumtreibt.

Herrn Dr. Eduard Schauenburg, Oberlehrer

Düsseldorf.

Basel, Sylvester 1849.

Lieber Eduard!

Herzlichen Neujahrswunsch zuvor!

Lieber Ete, ich habe Dir lange nicht mehr geschrieben, weil ich nichts zu schreiben hatte, und weil ich lange Zeit nichts als Klaglieder Jeremiä auf die Post zu werfen versucht war. Wie manchen Brief, der zu kläglich lautete, habe ich verbrannt und dafür einen andern aufgesetzt! Bloß weil die, an welche ich schrieb, entweder selber traurig genug oder aber zum Spotte über den traurigen Korrespondenten aufgelegt waren. Jetzt bin ich wieder bei besserer Laune, und siehe, so muß es sich

schicken, daß ich Dir gerade zur Hochzeit Glück wünschen kann.

Wer hätte es gedacht, daß grade Dir eine so lange Prüfungszeit bevorstände! Ich glaube aber wohl, Dir ein Heil! darüber zurufen zu können. Vielleicht hat mir früher das Glück seine Gaben gar zu leicht auf dem Teller gebracht und tut es in einigen Beziehungen noch jetzt; mein Lebenlang habe ich mich nur wenig was man heißen kann angestrengt — dafür bin ich aber auch weniger wert und fühle mich kaum mutig und würdig genug, meine Hand nach den höchsten Gütern des Lebens auszustrecken.

Es ist kein Kleines um den Kampf mit beschränkten Verhältnissen, den Du eingehst; aber daran erkennt man Dich, daß Du davor nicht zurückbebst und das Glück, das Dir bestimmt ist, von Gottes und Rechts wegen für Dich verlangst. Die kleine Spanne Zeit, die uns in diesem Erdendasein zugewiesen ist, muß doch ausgenossen sein, wenn wir nicht unharmonisch, unversöhnt einst zu den Schatten wandeln sollen. Die Dich kennen, wissen es, daß Du des Höchsten wert bist und höchstes Glück von Dir ausstrahlen kannst. Laß den Einsiedler, der einst so gute Zeiten mit Dir durchlebte, immerhin ein wenig zu Ehren Deines Festtages in die Posaune stoßen; es hört es ja weiter niemand.

Was Du hast, wollte schwer errungen sein, damit Du den ganzen Wert ermäßest. Daß die

äußern Formen, unter welchen die Besitznahme geschieht, rauh und winterlich sind, wird das innere Glück wohl nur erhöhen können. Du bist ja weder leichtsinnig noch halsstarrig von Hause aus; was Du verlangst, ist Dein göttlich Recht. Bis zum letzten Atemzug kannst Du Dir nun sagen, daß Du mit aller Anstrengung danach gerungen hast, Dein Leben zu einem schönen, vollendeten Ganzen zu machen.

Meine ganze Bewunderung hat Deine liebe Braut, um ihres Mutes und ihrer Beständigkeit willen. Ein ruhiges Gefühl muß in ihr leben, daß das Glück dieser treuen Liebe ein dauerndes sein müsse, das nicht von äußern Ereignissen abhängt. Lege ihr den Ausdruck meiner Ergebenheit pflichtschuldig zu Füßen.

Mich treibt vielleicht mein Schicksal noch wunderlich umher, nicht nach eignem Entschluß, denn wenn ich entschiede, so wäre ein stilles, heimisches Glück mein Höchstes und Liebstes. Nicht ohne Neid sehe ich Dich in den Hafen eingelaufen, der mir noch nicht offen steht; ferne her winken zwar Leuchttürme, aber ich bin meines Kompasses nicht sicher, und der scharfe Eurus jagt mich an Klippen vorbei.

Wirst Du meiner noch in diesem neuen Leben bisweilen mit Liebe eingedenk sein, nachdem ich Dich so lange ohne ein Signal meines Daseins gelassen? Ich glaube doch wohl. Laß mich diese Hoffnung in das neue Jahr hinübernehmen, das ich

mit einem aus Sorgen und Hoffen sonderbar gemischten Gefühl antrete.

Dich grüßt aus voller Seele

Dein getreuer

J. Burckhardt.

Hiermit schließt — so weit sie uns erhalten sind — die Reihe der Jugendbriefe an die Brüder Schauenburg. Dafür, daß ein wenigstens gelegentlicher Briefwechsel zwischen Burckhardt und seinen westfälischen Freunden auch weiterhin bestand, sprechen folgende zwei Stücke aus späterer Zeit.

Bruchstück aus einem Briefe Burckhardts an Eduard Schauenburg vom 3. Dezember 1869.

(Schauenburg hatte den Basler Gelehrten und alten Freund eingeladen, in Krefeld über irgend ein ihm passendes Thema öffentlich zu sprechen.)[1]

„Ich würde es, ehrlich gesagt, für einen Raub an Basel halten, wenn ich mit meinen Vorträgen über die Fußschwelle von Basel hinausginge. Meine ganze Nervenkraft gehört einzig diesem Grund und Boden."

---

[1]) Nach Otto Markwarts Angabe (Jacob Burckhardt S. 162, Benno Schwabe, Verlag, 1920.) Der Brief, dem das von Markwart zitierte Bruchstück angehört, ist leider unauffindbar.

